Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36630086840014

Wozu?

Erster Band.

Von Robert Byr ist im gleichen Verlage erschienen:

Sesam. Roman. Zweite Auflage. 3 Bände.
Preis geheftet M. 10. —; fein gebunden M. 13. —

Lydia. Roman. Zweite Auflage.
Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Waldidyll. Roman.
Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Der Weg zum Glück. Roman. 3 Bände.
Preis geheftet M. 9. —; fein gebunden M. 12. —

Wozu?

Roman

von

Robert Byr.

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

„Es lebe die Arbeit! Ich bleibe dabei. Und Sie stoßen auch mit mir an, Doktor, oder wie? Ich verstehe nichts von Philosophie und kümmere mich nicht um sie. Das mag so Modesache sein in der jungen Welt, die ja heutzutage in alles die Nase stecken muß, sich auch daraus einen schön herausgeputzten und, was die Hauptsache ist, recht bequemen Schlafrock zusammenzuschneidern. Wir überlassen das aber Herrn von Proch, nicht wahr, Doktor, wir gehören noch der alten Schule an, haben keine Zeit für den Schlafrock, was? Wir stoßen an auf die Arbeit, wir stimmen mit einander überein!“

„Wenigstens was die Arbeit betrifft,“ sagte der Doktor, leise nickend, während in den hundert Fältchen seines bartlosen Gesichtes ein feines Lächeln spielte und die klaren, vom Alter noch nicht getrübten Augen

unter den buschigen weißen Brauen hervor mit behaglichem Kennerblick über dem gelblich-grünen Römer wachten, daß die etwas zitternde Hand bei dem raschen, rücksichtslosen Gegenstoße des andern Kelches nichts von dem duftenden, kostbaren Naß verschütte. Er schlürfte langsam, setzte ein wenig ab und hob das halbgeleerte Glas, wobei er sich dem Stummgebliebenen zuwandte: „Kommen Sie, Hausherr, der uns einen so edlen Tropfen vorsetzt. Das sind auch nicht bloß aufgespeicherte Sonnenstrahlen, da ist Arbeit konzentrirt, im Weinberg, in der Kelter und im Keller!“

„Ja, wenn Sie es so meinen!“ rief der Angesprochene mit leichtem Lachen, legte die Cigarre aus der Hand und ließ nun auch sein Glas mit anklingen, doch nur mit dem Doktor, für den andern kam er schon zu spät, der hatte bereits ausgetrunken. Er schien darauf nicht acht zu haben, es trübte noch ein Schatten, der sich während dessen rücksichtslos hervorgestoßenen Reden tiefer und tiefer über die breite weiße Stirn und das von der Sonne des dahingeschwundenen Sommers noch immer leicht gebräunte jugendliche Gesicht gelagert hatte, die Stimmung, wie sich aus Ton und Haltung und zuletzt auch noch aus der nicht allzu großen Beflissenheit schließen ließ, mit der er auf die Bemerkung, der Wein

sei gut, was er denn koste, das Glas des Fragestellers erst nach dem des Doktors von neuem füllte.

„Ich werde Ihnen einen Korb nach Seldschitz hinüberschicken,“ erbot er sich dabei, ohne es aber dem andern dabei zu Dank zu machen.

Mit beiden Händen abwehrend, polterte derselbe los:

„Lasse mir nichts schenken! Solche Präsente werden den Schwiegerpapas nach der Hochzeit gewöhnlich sehr hoch in Rechnung gestellt. Nichts da!“ Er lachte kurz und scharf; seine Nase verlängerte sich dabei über dem borstigen Bart, der die untere Hälfte seines Gesichts wie eine schwarze, hie und da von weißen Streifen durchzogene Bürste erscheinen ließ, sein kurzgeschorenes eisengraues Haar konnte sich sträuben wie der Stachelpelz eines Igels, und die schlauen Augen schienen nicht nur von der Farbe, sondern auch von der Härte des Stahls. Sie wendeten sich fragend nach dem Doktor herum, der sich in seinen bequemen Lehnstuhl zurückgelehnt hatte, noch immer mit dem flüssigen Ambra in dem sorgsam festgehaltenen Glase liebäugelte und, unter Kopfschütteln schmunzelnd, meinte:

„Wenn Sie ihn nicht geschenkt haben wollen, werden Sie ihn gar nicht bekommen, Herr Bachschneider.“

„Oho!“ warf sich dieser in die Brust. „Ich habe voriges Frühjahr einen Chateau Laffitte du Pape gekauft. Hundert Liter im Faß! Wissen Sie, was ich dafür gezahlt habe? Tausendfünfhundert Franken! Wie hoch kann sich denn so ein Mosel stellen — oder ist es eine Rheinlage?“

„Gefehlt, weit gefehlt!“

„Na, weit werde ich wohl nicht geirrt haben. Ich verstehe mich doch so ziemlich —“

„Auf Zucker, auf Zucker!“ fiel der Doktor mit liebenswürdigem Spott, den man nicht übelnehmen konnte, ein und setzte dann erklärend hinzu: „Ein alter Czernoseker ist's, fein ausgereift. Herr von Proch hat ihn noch von seinem Vater ererbt, der dort Weinberge besaß.“

„Besaß, besaß! Und jetzt sind sie verkauft wie alles übrige!“ Der Verdruß, sich geirrt zu haben, nahm den Ton schmollenden Eifers an. „Schade, ewig schade! Ja, die Arbeit! Da liegt's! Man ist nicht da zum Müßiggehen, man muß arbeiten, für die Menschheit, für die Gesellschaft, Hand anlegen an die Entwicklung.“

„An welche?“ warf Herr von Proch, den offenbar auf ihn gerichteten Angriff auffangend, mit scheinbarer Gelassenheit ein.

Der zornige Blitz, der über das einnehmende, kraftvolle Antlitz geflogen und es in eine Feuerglut getaucht, war hinter der über die Stirn und das dunkelblonde Kraushaar streichenden Hand erloschen, Wangen und Lippen waren jetzt fast blutlos, die weiße Zahnreihe, welche einen Moment an dem vollen, langgezogenen Schnurrbart genagt, zeigte sich nur noch in einem sarkastischen Lächeln, und ein kurzes Achselzucken allein verriet den kaum noch zur Ruhe gezwungenen Sturm. Aber fest hielt er den erstaunten Blick aus und bot mit einem gewissen geheimen Trotz dem Gegner die Spitze.

„Eine sonderbare Frage! Welche Entwicklung?“ hatte dieser ausgerufen.

„Allerdings, welche Entwicklung? Was hat denn so eilig zu geschehen? Ich sehe nichts!“

„Nichts? Alles, alles!“

„Pah, die Welt geht ihren Weg, auch ohne daß man hastet, treibt, drängt und sich abmüdet, und für den einzelnen ist das ja ebenfalls keine Notwendigkeit. Was schaffen Sie denn so Wichtiges, wenn Sie Zahlen addiren und Zucker fabriziren? Oder ist der Verlust so groß, wenn eine Note weniger angeschlagen, eine Novelle weniger geschrieben, ein Kleid weniger genäht, eine Börsenstunde oder eine Wachtparade versäumt

wird? Wohin jagen denn alle? Ist denn die Arbeit der Hauptzweck des Menschen?"

„Ah, ah, da hört alles auf! Welcher denn sonst? Sie allein fördert die gesellschaftliche, die geistige, die politische Entwicklung!"

Herr von Proch hob leicht die Hand, den drohenden Redefluß des in Eifer Geratenden zu unterbrechen.

„Sie bestätigen damit, daß die Arbeit nur ein Mittel zum Zweck ist," sagte er, anscheinend gelangweilt, „und ebenso, wie das Resultat unter Umständen überflüssig sein kann, so auch das Produziren selbst, weil eben das hiedurch zu Erreichende zwecklos ist."

„Erlauben Sie, der Zucker —"

„Dient zum Versüßen, von ihm rede ich also nicht. Ich liebe das Persönlichwerden überhaupt nicht. Wir sprechen nur im allgemeinen von Mittel und Zweck, der das erstere bedingt und doch auf seine Begründung kritisch untersucht werden darf. Nun, ich meinesteils sehe die Notwendigkeit, mehr zu erwerben, wenn man schon genügend hat, oder Nutzloses zu schaffen, ebensowenig ein, wie jene, fortwährend die Welt umzuwälzen. Als ob sie das nicht selbst besorgte! Welche Pflicht oder auch nur welches Recht kann der einzelne haben, sie nach

seinem besondern Ideale zu gestalten, da ja seine Nachbarn wieder andere Ideale haben? Und was ist dieses unablässige Abmühen am Umsturz anderes als Sisyphusarbeit? Hat sich die Weltordnung wirklich verändert? Seit tausenden von Jahren geht die Menschheit einen Weg, der ganz der Erdbahn gleicht — rundum, rundum! Wozu also? Laßt mich ruhig dahinleben und genießen, bis ich die Fähigkeit dafür naturgemäß verliere!"

„Aha, da haben wir es!" rief Herr Bachschneider aufspringend und fuhr mit den Armen in die Luft, als müsse er Donnerkeile von dort herablangen. „Und das ist auch der wahre Grund, warum Sie sich weigern, das Ihnen angebotene politische Mandat anzunehmen. Hätten die Fähigkeiten, hätten die Gaben, hätten alles dazu! Aber da erntet man nur Undank für alle Mühe, Ihnen eine Position zu schaffen!"

„Nicht doch, cher papa, ich bedanke mich ja bestens dafür."

„Ja, ja, ich verstehe den Spott. Aber natürlich, wenn man nur den Genuß als einzigen Lebenszweck aufstellt —"

„Verzeihung, das thue ich nicht. Ich kenne überhaupt keinen Lebenszweck."

„Aber Sie sagen ja doch, Sie wollen genießen!“

„Nun ja, wollen Sie denn das nicht auch?“

„Mir ist die Arbeit Genuß.“

„Dann ist sie keine Arbeit!“

„Ach was, das sind Wortfängereien!“ fuhr Herr Bachschneider ärgerlich herum. „Was ist denn, wenn man fragen darf, also Ihr Lebenszweck?“

Der so Angeredete streifte bedachtsam die Asche seiner Cigarre an dem langen Nagel seines kleinen Fingers ab und beobachtete das Zerfallen dieses erst so zierlichen weißen und nun schnell in graue Formlosigkeit übergehenden Gebildes.

„Was war der Lebenszweck dieser Regalia?“ erwiderte er dann mehr müde als bitter. „Geraucht zu werden. Und das Ergebnis ist Asche. Nicht wahr, Doktor?“

Der Gefragte stimmte jedoch nicht zu, sondern tadelte kopfschüttelnd, daß die Jugend solche Betrachtungen dem Alter überlassen sollte.

„Spinoza war auch noch kein Greis,“ lautete die rasche Antwort, „als er die Zwecklosigkeit der Welt ertiefte.“

„Was, die Zwecklosigkeit? Na, geradezu in ein Irrenhaus gehört der! Wird wohl auch so ein Schopenhauerianer sein!“

Proch nickte, ironisch lächelnd, aber sein Verständnis suchendes Auge fand auch jetzt keine Zustimmung bei dem Doktor, der nur abwartete, bis der Auffahrende ausgeredet hatte, um seine eigene Ansicht abzugeben.

„Sie wissen, lieber Freund," sagte er mild, „daß ich mich keiner Autorität auf Gnade und Ungnade ergebe, selbst Spinoza nicht. Und dann erinnere ich mich nicht, daß er es irgendwo ausgesprochen hätte, die Dinge, die Handlungen, das ganze Leben dürften keinen Zweck haben, der Mensch dürfe sich keinen schaffen."

„Nehmen Sie sich in acht, Doktor!" drohte Proch. „Sie wissen doch, daß es nach ihm keine Selbstbestimmung gibt. Alle Erscheinungen haben nur Gründe, aber keine Zwecke, denn der Zweck ist eine Selbstbestimmung und daher nur einem selbstthätigen, freien Wesen möglich, das außer dem Kausalverbande stünde, dies jedoch existirt nicht."

„Wie kommen wir aber zu den Begriffen ‚Zweck', ‚Selbstbestimmung'?" fiel der Doktor lebhafter ein. „Nach der mathematischen Methode Spinozas gibt es ja nur eine Erkenntnis der Wahrheiten, wir können also zu gar keinen Begriffen gelangen, die nicht begründet sind. Der menschliche Geist vermag nur zu folgern, stellt er aber falsche Begriffe auf, so bethätigt

er sich doch schöpferisch. Nun ist ihm dieses Vermögen aber versagt, so bleibt nur anzunehmen, daß Selbstbestimmung und Zweck doch vorhanden sein müssen, wenn auch unser dialektisches Talent noch nicht so weit entwickelt ist, um die Koexistenz von Zweck und Kausalität deduziren zu können. Darum, weil man eine Sache nicht beschreiben oder erklären kann, hört sie noch nicht auf zu sein, sonst gäbe es eine Menge Krankheiten nicht und man brauchte für sie keinen Arzt."

„Da hören Sie's!" warf Bachschneider, plötzlich auflachend, ein.

„Wenn Sie ein Beispiel wollen," fuhr der Doktor fort, „jede Handlung eines Menschen ist selbstverständlich ein Folgeprozeß, nichts destoweniger aber sehr häufig der bewußte Zweck eben auch eine der Ursachen, zuweilen sogar die Hauptursache, obwohl auch er wieder auf Kausalität beruhen mag."

Bachschneider, der noch immer stand, schob das Glas auf dem Tisch so heftig zurück, daß es klirrend gegen die Flasche stieß.

„Ach was," rief er, „die Philosophen, welche alles auf die Kausalität zurückführen und alle Zweckbegriffe leugnen, sind wie die Anarchisten, die auch jede Autorität verwerfen und zerstören wollen, aber doch an ihre eigene glauben." Sein Blick gab zu

erkennen, daß er mit dem Hieb allen beiden, dem Doktor sowohl als seinem Gegner, eine Abfertigung zugedacht hatte, und das bestätigte auch der ziemlich unwirsch hervorgebrummte Schlußsatz: „Habe übrigens keine Zeit, mich mit so spitzfindigen Erörterungen zu befassen, so angenehm es mir auch war, den Herren zuzuhören. Ich für meinen Teil halte mich an den gesunden Menschenverstand. Ich arbeite und weiß auch, zu welchem Zwecke. Wer da nicht mithält, den kann ich nur bedauern. Sie fahren doch mit, Doktor? Ich muß noch ins Städtchen."

Der Angesprochene hatte sich erhoben und so auch der Hausherr, den das herb ausgedrückte Bedauern zwar neuerdings sichtlich verletzt hatte, der aber darüber keineswegs die Pflicht der Höflichkeit vergaß und seine Gäste nötigte, die Gläser doch wenigstens nicht ungeleert stehen zu lassen.

Es thaten ihm auch beide Bescheid.

„Auf eine glückliche Kausalität!" meinte der Doktor lächelnd.

„Na, die wird wohl nötig sein!" stieß der Fabrikbesitzer schroff und in unverkennbarer Uebellaune hervor, leerte sein Glas und schritt eilig zum Zimmer hinaus.

Proch folgte ihm langsam mit Doktor Fischer,

der ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln für die erkrankte Magd gab, um derentwillen er nach Waldhaus herausgeholt worden war. Als sie den mit schönen Hirschgeweihen geschmückten Flurgang durchschritten, hielt der Doktor einen Moment an und fragte, auf diese zeigend:

„Und wie wird es denn jetzt mit der Jagd werden? Wie ich höre, hat der Fürst den Prozeß gewonnen.“

Ein tiefgrollender Zug verfinsterte des jungen Mannes Gesicht, dann aber streckte sich seine hohe, kräftige Gestalt, ein verächtliches Lächeln verzog seine Lippen und mit erzwungen apathischer Stimme erwiderte er:

„Es bleibt mir ja immer noch ein Stückchen Wald. Wir können daraus Kohlen brennen, da mag Seine Durchlaucht auch seine Freude daran haben. Asche!“

„Nur keine übereilte That, die Sie wieder zu bereuen haben!“

Proch gab keine Antwort, aber er führte den väterlichen Freund, der die Hand zur Unterstützung der wohlwollenden Mahnung auf seinen Arm gelegt hatte, sorglich wie ein Sohn die drei Stufen hinab, welche vor der Hausthüre den Antritt bildeten.

Der Fabrikbesitzer saß bereits im Wagen, einer leichten und eleganten Viktoria, zu der nur die auf dem Bocke zusammengekrümmte Kutscherkarikatur und das ältliche, schlotterige Gespann nicht recht passen wollten.

Nachdem Proch dem alten Herrn beim Einsteigen geholfen, bot er auch Bachschneider die Hand.

„Also nichts?" fragte dieser noch einmal. „Es bleibt dabei, nichts? Sie nehmen nicht an? Na, ich sag' es ja, das ist der Dank, wenn man den Leuten eine Position schaffen will!"

„Den müßten Sie bei Gisela einfordern!" versetzte Proch, und seine Stimme klang jetzt denn doch etwas gereizt. „Ich geize nicht darnach, meine Stellung genügt mir, und ich habe es ihr auch schon gesagt. Grüßen Sie mir Gisela," fuhr er, in Moll übergehend, fort. „Als ich Ihren Wagen sah, hatte ich schon gehofft —"

„Ach ja, gut, daß Sie mich erinnern! Ich dachte auch, sie würde mitkommen, aber es scheint da zwischen euch etwas gegeben zu haben. Na, sie hat ihren eigenen Willen, mische mich nicht darein. Hier, diesen Brief sollte ich Ihnen überbringen. Hätte es bald vergessen!"

„Einen Brief? Ich wollte ja heute nach Seldschitz —"

„Bemühen Sie sich nicht!“ schnitt Bachschneider das Weitere kurz ab. Er knöpfte den Ueberrock, aus dessen Brusttasche er den Brief zwischen allerlei anderen Papieren herausgekramt, rasch wieder zu, und sein ganzes Wesen verriet die Ungeduld über die Verzögerung der Abfahrt. „Bemühen Sie sich nicht! Sie würden niemand zu Hause finden. Die Damen haben heute einen kleinen Ausflug nach Karlsbad gemacht und bleiben da wohl bei Löschners über Nacht — oder auch ein paar Tage — wer kann es wissen. Adieu, adieu!“

Das Gespann setzte sich ziemlich ungleich in Bewegung, wendete und trabte zum Hofthore hinaus. Proch war dem Wagen mit dem Blicke gefolgt und stand noch da, als derselbe durch die Biegung um die nächste Waldecke dem Auge schon entzogen war. Und immer starrte dies düstere Auge in derselben Richtung über die weite hügelige Gegend hinaus, die sich da in dem leichten, über den Furchen hängenden Herbstnebel, mit ihren bebauten Feldern und zerstreuten Dörfern gegen Süden streckte. Die weiße Rauchwolke eines vorüberrollenden Eisenbahnzuges kreuzte sie in der Ferne und wälzte sich dem gelben Abendhimmel zu, ein Flug Rebhühner stand, wohl von dem Wagen aufgeschreckt, an der Straße auf und

strich über die Felder hin, aber weder der herübertönende Pfiff der Lokomotive noch das Geflatter des flüchtigen Volks zog die Aufmerksamkeit des Regungslosen auf sich. Auch als jetzt Bewegung in ihn kam und er sich langsam umdrehte, schien er nichts zu gewahren. Er sah nichts von dem verfärbten Buchenwald, in dem das Haus gewissermaßen eingebettet lag, und der sich hinter dem Stallgebäude wie ein bunter Teppich an den hier noch sanfteren Abhängen bis zu den tannenbestandenen Höhen des böhmischen Erzgebirges hinanbreitete, nichts von dem fahlen Aufleuchten der zur Rechten hereinragenden kahlen Felsschroffe, die unter den letzten Strahlen der sinkenden Sonne sich in Gold zu verwandeln schien, nichts auch von dem übermütigen Treiben, mit dem ein Wurf winselnder, kläffender und sich überpurzelnder junger Hunde den sauber gehaltenen Hof erfüllte, ja, nicht einmal etwas in der allernächsten Umgebung, den Burschen, der früher das Gespann gehalten hatte und jetzt mit der Mütze in der Hand vor ihm stand und so anfragte, ob er „Linda" aufzäumen solle.

Die Frage mußte wiederholt werden, ehe der Herr sie zu verstehen schien, und dann hatte er nur ein einziges, kurzes Wort darauf.

„Absatteln!“

„Gehen der gnädige Herr also auf die Abendbirsch?“ erlaubte sich der junge Bursche zu folgern.

Doch dies, sowie die Verwunderung, welche sich auf seinem Gesicht ausdrückte, schien seinem Gebieter gleichmäßig zu mißfallen. Selbst der große, schöne Vorstehhund, der die Frage verstanden zu haben und ebenfalls zu unterstützen willens schien, machte es ihm nicht recht, als er den verständigen Kopf, dessen dunkelbraune Kappe von einem schmalen, zwischen den langen Behängen und dunkelblauen Augen hindurchlaufenden weißen Streif symmetrisch geteilt war, rasch erhob und die Schnauze ihm in die hängende Hand schob.

„Marsch! Hüthen, Raffo!“ Und nicht minder barsch: „Ich werde sehen. Laß mich jetzt in Ruhe!“ fiel der Bescheid scharf hier und dorthin, daß die beiden Abgewiesenen sich schüchtern zur Seite zogen. Sie kannten diesen Ton und diese steile Stirnfalte.

Der Herr aber schritt, ohne weiter auf sie zu achten, ins Haus zurück. Noch immer hielt er den Brief uneröffnet in der Hand, und auch nachdem er an das Fenster getreten war, das seinem Schreibtische Licht gab, erbrach er ihn nicht sogleich. Seine

Erregung machte sich erst in ein paar halblaut gemurmelten Worten Luft:

„Also schriftlich! Und ich hatte doch gemeint — aber nein, ausweichen — um eine unbequeme Situation sich herumdrücken, das ist so Weiberart — ihre Art. Ach, ich wollte —“

Und jetzt riß seine Hand denn doch den Rand des modernen Umschlags durch, dessen starkes Büttenpapier ziemlichen Widerstand leistete, so daß auch das Billet ein wenig mit zu Schaden kam und beinahe zerfiel, als er es entfaltete. War es dieser Riß, der das Lesen erschwerte, oder lag es an den spitzen, ungleichen Zügen, welche die rauhe Fläche noch mehr entstellt hatte, es schien, als ob es sehr schwer wäre, die wenigen Zeilen zu entziffern, welche eine launische Stahlfeder da flüchtig hingekritzelt. Doch plötzlich fuhr der Lesende lachend auf und mit den Armen auseinander und damit ging das Blatt nun ganz und gar entzwei.

Das war aber ein grelles, dann seltsam abgebrochenes und darauf wieder dumpf nachgrollendes Lachen, wie es nur der jähe Zorn ausstößt.

„Bravo,“ knirschte er dann, „bravo! Ein reizender Abgang! So applaudirt doch den Mätzchen. Bravo, bravo! Wundervoll!“ Und er schlug, als

ob er im Theater sei, nun selber die Hände zusammen. „Es wäre zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein. ‚Ich habe in Ihnen, mein Herr, nur mein Ideal geliebt, und weil Sie das eigentlich nicht sind —‘ oder wie schreibt sie?“

Eilfertig glättete er die zerknitterten Papierstreifen und fügte sie, so gut es ging, wieder aneinander, worauf er immer noch mit halberstickter Stimme die Worte des Briefes durch die Zähne preßte:

„Bester Herr von Proch!“ — „Bester, aber doch nicht gut genug!“ schaltete er mit abermaligem Lachen ein, ehe er weiterlas. „Ich glaube nun wirklich, wir passen nicht recht zusammen. Das soll Sie nicht verletzen, wir können unsere Naturen ja beide nicht anders machen, als sie eben sind. Wer schon als Bräutigam so wenig Rücksichten auf die Wünsche seiner Braut nimmt, wird die seiner Frau noch weniger beachten. Das ist mir klar geworden, indem ich Ihr Verhalten mit demjenigen zusammenhielt, das mir in süßen, träumerischen Stunden als mein Ideal vorgeschwebt, und seien Sie überzeugt, daß dies auch der einzige Grund der Entscheidung ist, die ich getroffen, denn ich bin stolz genug, zu glauben, daß ich um meiner selbst willen gesucht werde, und finde es wenig schmeichelhaft, wenn man

mir Andeutungen machen will, als hätten Sie den üblen Ausgang Ihres Prozesses schon vorher geahnt. Nein, keine Herabwürdigung! Wir scheiden — car tel est notre bon plaisir.

„Ihren Ring schicke ich nicht zurück. Diese Sentimentalitäten sind ja doch veraltet. Aber da ich ihn selbst nicht mehr trage und ihn nach mir auch niemand mehr tragen soll, habe ich ihn zerschlagen und die Stücke in den Opferstock geworfen für die Armen. Thun Sie desgleichen.

„Und nun adieu — hoffentlich sans rancune — wenigstens meinerseits. Gisela."

Er ballte diesmal den Brief wirklich zusammen und schleuderte ihn auf den Schreibtisch.

„Wenigstens ihrerseits! Unglaublich!" grollte er und schritt mit großen Schritten durch das ziemlich geräumige, aber mit allerlei bequemen Einrichtungsstücken behaglich ausgestattete und beinahe überfüllte Gemach.

So ging er eine Weile, die Hindernisse rauh aus dem Wege schiebend, im Zimmer auf und ab, indem er innerlich den empfangenen Eindruck verarbeitete.

Sie glaubte nun wirklich nicht, daß sie so recht zusammenpaßten? Ja, das glaubte auch er nicht,

er hatte es sogar nie recht geglaubt, auch da nicht, als er um ihre Hand angehalten. Aber warum hatte er dies denn gethan? Er hätte sich zu einem derartigen Schritte nie bestimmen lassen sollen! Doch freilich, da wirkte dies und jenes dabei mit, und am Ende blieb es gleich, wohin das Lebensschifflein trieb; hing es doch nicht vom eigenen Willen ab, ob man das Land des Glücks erreichte oder irgend einen unwirtbaren Hafen. Auch wer zu steuern meint, ist nur ein Spiel von Wind und Wellen. Und so hatte er sich dahinwiegen lassen, entzückt darüber, wie leicht und bequem man dabei in die Ehe hineinglitt. Und wie ihm dann von allen Seiten gratulirt wurde! Die letzten Bedenken, ob er auch im richtigen Fahrwasser lief, mußten vor so viel neidisch dargebrachten Glückwünschen schwinden. Durfte er sich doch zugestehen, daß seine Braut ein hübsches, vielumworbenes Mädchen war, und bestand ihre Schönheit auch vielleicht mehr in einem gewissen Reiz der auffallenden Gestalt und des eigentümlichen Gesichtsschnittes, in der Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden und liebenswürdig zu erscheinen, als im Adel der Züge und der Haltung, konnte man ihren Verstand weit eher dreistes Zugreifen, ihren Geist Launenhaftigkeit, ihre Heiterkeit

übermütiges Selbstgefühl nennen, so blieb doch immerhin, ganz abgesehen davon, daß sie für eine reiche Erbin galt, noch so viel des Begehrenswerten an Gisela, daß der von ihr Erwählte stolz auf seinen Sieg sein konnte. Auf seinen Sieg? Wenn er doch nur der Erwählte war! Und darüber konnte kein Zweifel herrschen, sie war es, welche die Wahl getroffen. Das mochte für einen Mann eigentlich demütigend sein, aber in ihm war erst später dies Gefühl erwacht, damals noch nicht, als der hübsche Schmetterling ihn im vergangenen Winter umgaukelte und alle Künste der Koketterie gegen ihn spielen ließ. Zuerst waren es nur ein paar Besuche gewesen, die ihn zu Bachschneider führten, als er die erste Saison nach so vielen anderwärts verlebten in Prag mitzumachen sich entschloß. Der vielgereiste Mann war fremd geworden in der Heimat, in seinem eigentlichen Gesellschaftskreise; allmälich war es gekommen, daß er diesen, den politische Fragen zersetzten, vernachlässigte und sich in dem Hause des reichen Fabrikbesitzers immer häufiger sehen und, weil man ihn verhätschelte, schließlich auch darin festhalten ließ. Aber recht froh war er seines leichten Triumphes doch nie geworden. Welcher Widerspruchsgeist lebte in seiner Braut! Kaum daß

sie seiner sicher war, verschwand auch schon die scheinbar willenlose Hingebung und Anschmiegsamkeit, die erst zur Schau getragene Bewunderung ward bei weitem nicht mehr allem gezollt, was er dachte und that, und an die Stelle derselben waren allerlei bald sanftere, bald hartnäckigere Versuche getreten, die seine eigene Lenksamkeit erprobten. Wie oft hatten sie seither sich schon gezankt, wo er nur nachgegeben, um die unangenehme Scene zu beenden, ohne daß die Ursachen des Streites dadurch ganz beseitigt worden wären. Wie verschieden von den seinen waren zunächst schon ihre Ansichten über die Welt und ihre Ansprüche an das Leben! Sie wollte grand train führen, er liebte sein Waldhaus, seine bequeme, nach anderen wenig fragende, unbekümmerte Existenz; sie empfand Ehrgeiz, wollte glänzen, prunken sogar, ihm war dies in der Seele zuwider; sie wählte in allem das Zickzack und er die gerade Linie. Das war eine tiefgehende Verschiedenheit, die sich immer schärfer in seiner Erkenntnis ausprägte. Nur hatte er gemeint, eine volle Uebereinstimmung zwischen zwei Menschen, und wären es auch die zärtlichsten Gatten, sei doch auf Erden nicht zu finden, das beste bliebe, so gut als möglich den Ausgleich zu suchen.

Und weil er einmal nachgegeben, sollte er nun immer nachgeben, das verstand sich ja bei einem durch die Hingabe eines so verwöhnten Goldkindes Beglückten von selbst, auch in den Augen der Eltern, das war seine Pflicht nicht nur in Kleinigkeiten — oder doch, auch das, was man jetzt von ihm gefordert, war ja in ihren Augen nur eine Kleinigkeit, und so alles, was er opfern sollte — eines Tages vielleicht auch seine Ueberzeugung, seinen Charakter, seine Ehre. Ach, sie hatte tausendmal recht, sie paßten nicht zusammen, und man konnte wirklich eine Gegnuthuung dabei empfinden, aus diesem unerquicklichen Verhältnisse heraus zu sein!

Was das Herz dazu sagte? Das Herz? Pah, sie hatte keins, oder es war verschrumpft und eingekapselt in Weltlichkeit und Egoismus. Ihre Liebe war weiter nichts gewesen als eine Caprice. Und auch er hatte ja sein Herz nicht mitgebracht in diese Verbindung, es hätte doch jetzt weit mehr schmerzen müssen. Nein, es brach nicht, es fühlte sich sogar leicht. Er hatte nichts verloren.

Nichts verloren bloß? O, auch gewonnen! Diese einfältige, in ihre Tochter verliebte Mutter, die nicht weiter dachte als ein Vogel und auch wie ein solcher that, zwitscherte und wippte und ihre

monotonen Klageliedlein sang, und dieser von der Wichtigkeit seiner Leistungen eingenommene, nur das sogenannte „Reelle“ gelten lassende, unruhige. rücksichtslose, schlaue Vater! Wie verletzend in seinem ganzen Wesen, wie kleinlich in dieser seiner Schlauheit! Klug ist der Edle, schlau der Gemeine. Vorschieben hat er den Schwiegersohn wollen; was er selbst nicht vermochte, sollte dieser für ihn erreichen. Seinen Arm wollte er ausstrecken bis in den Reichsrat hinein, um immer rechtzeitig unterrichtet zu sein, um für seine Pläne gelegentlich einen Handlanger zu haben, der sich doch nicht gegen das Interesse seiner Familie stellen würde. Und die Politik war nur Vorwand, der schwärmerisch gepriesene Liberalismus einzig und allein die Handelsflagge, unter der sein Schiff gesichert segeln sollte. Wie schlau auch noch dieser letzte Zug mit dem Briefe! Er mische sich in nichts, hatte er gesagt, folglich wußte er den Inhalt desselben bereits, aber er hatte ihn doch erst eingehändigt, als der letzte Anlauf mißlungen und er überzeugt war, daß keine Umstimmung zu hoffen blieb. Bis dahin hatte das Abschiedsbillet — vergessen in seiner Tasche geruht. Fürwahr der Verlust solcher Schwiegereltern war zu ertragen. Es war gut so!

Wenn er noch daran gezweifelt hätte, so würde

dies Betragen schon zu seiner Ueberzeugung genügt haben. Vor allem aber der Brief selbst, dies gemütlose, witzelnde Hinweghüpfen wie in einer Cotillonfigur. Ein Abschiedsbillet wie von einer Theatersoubrette. Darin lag jedoch zugleich das Beleidigende, ob beabsichtigt oder nicht beabsichtigt, das war nicht zu verkennen. Nicht gelöst hatte sie den Knoten, wie es die feinen, geschickten Frauenfingerchen mit ein wenig Geduld und Zartgefühl so leicht vermögen, nein, kurzweg zerrissen hatte sie das Band. Er war entlassen als ein unbequemer Genosse — die Thür hatte sich vor ihm geschlossen als einem lästigen Besuche — man ging über Land, um ihn nicht empfangen zu müssen und sich vor langweiligen Erörterungen in Sicherheit zu bringen. Empörend! Als ob von ihm zu befürchten wäre, daß er mit Vorwürfen antworten würde, um Gnade flehen! War er denn ein Bettler?

Ein Bettler! Wie nun doch das Herz in jähem Schreck aufzuckt! Es ist ja wahr, verabschiedet hatte man ihn, und nicht bloß aus dem Grunde, weil man nicht zusammen passe, sondern auch mit jenem deutlichen Hinweis, daß es am Ende doch nur das Vermögen der Erbin gewesen, nach dem er geangelt, weil sein eigenes zerrüttet war. Wie mochte sie

erfahren haben, was er selbst erst seit heute wußte? Dort lag ja noch die Schrift seines Advokaten, welche ihm diese Nachricht gebracht.

Er warf sich in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch und langte nach dem großen Briefumschlag. Unwillkürlich zog er die Papiere noch einmal heraus und überflog sie mit Augen, die kein Wort, keinen Buchstaben zu entziffern vermochten. Doch was bedurfte es dessen? Er wußte ja genau den Inhalt. Der Prozeß um den größten Teil seines Besitzes war verloren, und nicht nur dieser selbst, sondern auch die langjährigen Zinsen für den Nutzgenuß. Sie verschlangen alles, was er noch an angelegten Geldern besaß. Die oberste Instanz hatte gegen ihn entschieden, es blieb keine Appellation mehr übrig, und er besaß nichts als nur noch sein Haus und den kleinen Streifen Waldes, der sich zwischen dem nunmehr verlorenen Teil und dem weiten fürstlichen Jagdgebiet ins Gebirge hineinzog. Fürst Tattenberg war nunmehr Eigentümer des ganzen Waldes mit Ausnahme dieser kleinen Enklave; ihm widerfuhr Verdruß und Schaden, wenn dieselbe ausgeholzt und so der geschlossene Jagdkomplex zerrissen wurde. Dem Nachbar konnte er damit einen empfindlichen Streich spielen, aber — war das

vielleicht ein Lebenszweck? Diesen schönen Wald, an dem das ganze Weidmannsherz hing, ausrotten, hieß doch eine zu unedle Rache nehmen, ohne jede Selbstbefriedigung. Aber fand er diese letztere, wenn er sich hier auf dem schmalen Rest seines Besitzes, in dem einsamen, entlegenen Hause mit Mühe und Not lange Jahre und Jahre durchfristete in Entbehrungen und trostloser Weltabgeschiedenheit? Konnte dies erbärmliche „Ringen um den Tag“ des Lebens wert sein? Ruinirt! Und nun thatsächlich ganz ruinirt, da auch die gegebene Möglichkeit, über diesen Schlag hinwegzukommen, durch den Bruch mit seiner Braut ihm entzogen war! Nicht aus Spekulation hatte er diese Heirat schließen wollen, wahrlich nicht, es hätte das seiner ganzen Denkungsweise widerstrebt, aber noch vor einer Stunde schien sie ihm ein Trost, ein Ersatz, und er war bereit, denselben vom Schicksal dankbar anzunehmen. Als Bettler jetzt an die Thür zu pochen, von der er weggewiesen war, dagegen bäumte sich sein ganzer Stolz auf. Nie und nimmermehr!

So war denn alles zerstört, die ganze Zukunft zu Grunde gerichtet; ein Wunder, daß nicht auch diese Wände um ihn in Trümmer stürzten, die Decke da auf sein Haupt herabfiel und ihn begrub! Thäte

sie es doch! Was lag vor ihm? — Ein Lebenszweck — wie hochtrabend das klang! O, daß die Galle nicht sein Herz vergiftete! Ein Lebenszweck! Welchen hatte denn er? Keinen! Jetzt erst recht keinen!

Verzagen erfüllte seine Seele; matt und krank sank sein Kopf auf die über den hingeworfenen Papieren verschlungenen Hände. Aber nur eine kurze Weile ruhte er dort; mit einem jähen Ruck fuhr er wieder auf, und eine tiefe Röte glühte auf der Stirne.

Was, ertragen solch ein Dasein? Wie sie lachen werden auf seine Kosten und ihn verachten! Gewiß, verachten! Denn die entehrende Verdächtigung, welche so geschickt angebracht war in diesem jämmerlichen Briefe, blieb ja auf ihm ruhen. Die frivole Schreiberin desselben trug sicherlich kein Bedenken, ihr weitere Verbreitung zu geben. Und er sollte widersprechen, seine Ehre beteuern müssen und sich abfinden mit dem vielsagenden Achselzucken, das höfliche Menschen zur eigenen Deckung und zur Verurteilung des lieben Nächsten stets bereit haben? Daß doch der Blitz das ganze feige Gesindel vernichten möge, dem er ohnmächtig und verhöhnt gegenüberstand! Verfolgt zu sein ein ganzes elendes Leben lang von diesem unfaßbaren Spotte! Unerträglich, unerträglich! Und an allem war dies

Mädchen schuld, sicherer in ihrer Straflosigkeit als alle anderen!

Da hing ihr Bild über dem Schreibtische. Wie es herabsah auf ihn mit ihren verlockenden Sirenenaugen! Lächelte es nicht mit den feinen, ironisch verzogenen Lippen? Wozu hing es noch da? Zurückschicken solche Liebespfänder? Bewahre, welch veraltete Sentimentalität! Sie hatte ja auch den Ring zerschlagen, in die Armenbüchse damit! Und dieses Frätzchen hing noch da. Nicht eine Minute länger!

Doch statt nach dem Bilde langte er nach dem Bücherborde des Schreibtisches; dort lag, wie immer, der Revolver, der ja nicht von Ueberfluß war zum Schutz in der Einsamkeit. Auch das war heute ein Ueberfall, und lachten diese schnippischen Lippen dort nicht im Triumph über den vollbrachten Raub, daß das Echo aus allen Ecken kicherte? Ach, diese Lippen, die im gleichen Augenblicke küßten und verrieten! Schließt euch! Schließt euch! Ihr wollt es nicht? Nun, eine Kugel genügt, euch zu vernichten und — es bleiben dann ja noch fünf Läufe. Dann mag man lachen!

„Geh in Scherben!“ rief er in wildem Zorn, und unter dem krachenden Schuß flogen Glas und Rahmen des Bildes in Splitter.

Einer derselben traf ihn an die Stirn, daß sie blutete, er aber achtete nicht darauf, sondern hob die Pistole noch einmal, da aber schlug durch das geöffnete Fenster Hundegebell und ein vielstimmiges „Hallo!“ an sein Ohr.

Unwillkürlich wandte er sich und sah draußen jenseits des Gärtchens auf der Straße einen Wagen mit mehreren Herren und zwei Reiter dabei, die in scharfem Trabe seinem Hofthore zueilten, zugleich auch wurde die Zimmerthür geöffnet und der junge Jägerbursche meldete, nur eilig den Kopf hereinsteckend:

„Die Herren Offiziere kommen, gnädiger Herr!“

Einen Moment noch zögerte dieser, die Lider bedeckten fast gänzlich seine Augen. Dann hob er sie und legte mit finsterem Blick und zusammengebissenen Zähnen die Pistole wieder auf ihren Platz zurück.

„Es ist gut. Nimm die Pferde ab!“ befahl er mit harter Stimme, dann wandte er sich zum Schreibtisch und warf die Papiere in ein Fach. „Es eilt ja nicht,“ sagte er mit unheimlichem Lächeln vor sich hin und folgte dem vorausgeeilten Burschen.

Zweites Kapitel.

In dem Augenblick, als der Hausherr den Hof betrat, galoppirten die beiden Reiter bereits auf denselben und fast unmittelbar auf den Hufen war ihnen auch schon der leichte offene Wagen, den, wie Prochs scharfes Auge trotz der Dämmerung sogleich erkannte, Major Graf Zarecki selbst lenkte. Außer ihm und dem Diener saßen noch zwei Herren in demselben, gleich ihm in bequemen Jagdkleidern, während die beiden Lieutenants auf den Pferden die Uniform des Dragonerregimentes trugen, von dem eine Abteilung in dem Nachbarstädtchen untergebracht stand.

Die Begrüßung war eine lebhafte, obgleich Proch seinen Gästen nur stumm die Hand reichte.

„Der Tausend, Gredner, Sie treiben es zu toll. Nehmen Sie sich in acht!“ rief unterdes der Major, noch ehe er die Zügel abgab.

Das galt dem einen der Reiter, welcher, ohne anzuhalten, weitergaloppirte, in engem Kreise wendete und mit kühnem Satz über die Hundehütte flog.

Die wohlgemeinte Warnung ging in einem allgemeinen „Bravo!“ unter. Der nicht ganz leichte Sprung fast unmittelbar neben der Mauer war gelungen, ohne daß der Reiter diese oder das Vordach gestreift hätte, und in fröhlichem Uebermute rief derselbe zurück, er müsse doch die Ehre des Regiments retten, die bei dem letzten Hürdenrennen so schwer gelitten habe.

„Sehen Sie, Herr von Proch, nun hat Ihre Linda einen Konkurrenten!“ setzte er frohlockend hinzu. „Wir lassen uns nicht mehr von der Reserve schlagen. Hoho, ruhig, ‚Milan‘! Aus dem Wege, Reimer, der Satan hat's auf Deine Nase abgesehen!“

Der Angerufene war schon aus dem Sattel und flüchtete mit einem Seitensprunge vor dem bäumenden und lancirenden Pferde zu Proch.

„Er hat ihn in Pardubitz gekauft,“ erklärte er diesem, „von Graf Lulu, der seinen Rennstall verlizitiren mußte. Prachtgaul, was?!“

„Die Zügel lassen! Ganz die Zügel lassen!“ rief eine tiefe Kommandostimme. Sie gehörte dem Rittmeister von Radowitsch, der eben vom Wagen

kletterte. „Eine nervöse Bestie! Werden Sie nie in der Front brauchen können!“

„Man muß doch auch etwas für den Sport thun!“ lachte der Lieutenant.

„Ja, Schulden machen!“ brummte der andere darauf, aber der Reiter, noch mit seinem Pferde beschäftigt, hörte nicht hin. Er hatte es endlich doch zum Stehen gebracht und hielt mit einem leichten Schwung auf der Erde.

Indessen war auch zwischen Proch und dem dritten der im Wagen gekommenen Herren ein Gruß gewechselt worden.

„Ich freue mich, Baron Schönbach, auch Sie einmal hier in Waldhaus zu sehen,“ sagte der Hausherr mit einer gewissen zurückhaltenden, kühlen Höflichkeit, die von der gemütlichen Weise, in der die Händedrücke mit den anderen gewechselt wurden, beinahe auffallend abstach. Und in gleichem Tone kam auch die Antwort zurück, nur vielleicht etwas verbindlicher, was aber womöglich noch weniger den Eindruck der Wärme machte, wie das auch der ganzen Erscheinung des Barons entsprach.

„Zarecki war so freundlich, mich mitzunehmen,“ erwiderte er. „Habe so viel von Ihren hübschen Jagden gehört. That mir schon lange leid, daß

bisher gewisse Verhältnisse — mein Gott, man hat Rücksichten zu nehmen — es ist ja auch immer lebhaft bedauert worden, daß sich ein so ausgezeichneter Schütze von den fürstlichen Jagden fern hielt, nicht wahr, Zarecki?"

„Ja, ja, man sprach nicht ohne einen gewissen Neid — aber der Tausend," unterbrach sich der als Zeuge Aufgerufene, noch ehe er seine Bestätigung abgegeben, „was haben Sie denn da an der Stirne, Herr von Proch? Blut, wie es scheint. Sind Sie verwundet?"

„Haha, er hat einen Selbstmordversuch gemacht!" scherzte Gredner.

„Oder sich heimlich duellirt, der Tote liegt im Zimmer, kommt!" lachte der andere Lieutenant.

„Der Tausend, da kommen wir ungelegen!" stimmte der Major mit ein.

Alle lachten, nur Proch, der unwillkürlich zusammenzuckte, stand stumm und verlegen da.

„Aha, hab' ich doch recht gehabt," sagte der Rittmeister, während er sein Gewehrfutteral aus dem Wagen nahm. „Schuß im Wald? Nichts da! Ist doch der Rauch aus dem Fenster gekommen!"

„Natürlich, Sie haben ja immer recht, Radowitsch," spöttelte gutmütig der Major, „in und außer Dienst!"

Der so zweifelhaft Belobte gab sich halb geschmeichelt, halb verdrießlich zufrieden, das junge Volk aber ließ die Sache so leicht noch nicht fallen.

„Thatbestand aufnehmen!" rief Gredner energisch und stürmte mit seinem Kameraden voran ins Haus. Behäbiger folgte Graf Zarecki mit dem Rittmeister, denen sich gemessen Baron Schönbach anschloß, den Schluß bildete der Hausherr.

Sie kamen eben noch zurecht, als konstatirt wurde, daß kein Corpus delicti vorgefunden worden, die Leiche also offenbar schon beseitigt sei. Vielleicht habe es sich auch nur um einen unblutigen Zweikampf gehandelt, da stünden ja noch die Gläser und Flaschen und eine der letzteren sei nicht einmal ganz geleert, das könne nicht geduldet werden.

Proch schenkte ein und man trank ihm zu, daß er am Leben geblieben. Der Jägerbursche, der seinen Dienst und die Gewohnheit des gastfreien Hauses kannte, kam unterdes auch schon mit einer weitern Batterie von Flaschen und Gläsern nachgerückt, und über das angenehme Geschäft, sich den Willkommen bieten zu lassen, hätte man beinahe die Verwundung des Hausherrn vergessen, würde Graf Zarecki nicht neuerdings darauf aufmerksam gemacht haben.

„Der Tausend,“ sagte er, „das Blut rinnt Ihnen ja über das Auge! Was hat's denn eigentlich gegeben?“

Schnell wurde Licht gemacht, und Proch, der sich rasch entfernen wollte, zurückgehalten. Man untersuchte seine Wunde, die übrigens nur ganz leicht war.

„Ein kleiner Riß; hat nichts zu bedeuten,“ brummte Radowitsch achselzuckend. „Wenn man eine so feine Haut hat wie eine bleichsüchtige Dame —“

„In der That, eine Kleinigkeit — ein Zufall —“

„Nur nicht vernachlässigen!“ unterbrach der Major mit freundlicher Besorgnis den Verwundeten. „Wasser- und Arnika-Umschläge machen!“

„Wir machen sie derweil inwendig!“ setzte Radowitsch auflachend hinzu und schenkte sich ohne weiteres selber ein.

Die anderen stimmten zu, und so konnte sich Proch nunmehr doch zurückziehen. Er ging in sein Schlafzimmer hinüber und benützte die Minuten, während er sich wusch und den nassen Schwamm auf die Wunde drückte, bis sie zu bluten aufgehört, um dem Diener Aufträge wegen des Abendessens zu erteilen und Anordnungen zur Unterbringung seiner Gäste für die Nacht zu geben, sowie bezüglich der Jagd, auf welche dieselben, wie gewöhnlich bei solchen Ueberfällen, rechneten, vorläufige Bestimmungen zu treffen.

Als er dann in den Spiegel sah, verzerrte ein Lächeln von sarkastischer Bitterkeit seine Lippen.

„Die Sirenenkralle!“ stieß er leise hervor. Aber da er den aufflammenden Blitz seiner Augen in dem Spiegelbilde wahrnahm und dann den düstern, zornmütigen Ausdruck seines Angesichts, überkam ihn etwas wie Scham, der muntern, aufgeräumten Gesellschaft drüben einen Blick in sein Inneres zu gewähren. Welchen Anteil hatten solche Freunde an dem Barometerstande seines Gemüts? Wenn nur das Jagdwetter morgen gut zu werden versprach! Ein verstimmtes Instrument mag man nicht hören. So galt es denn die Saiten anziehen, wenn auch nur für einen Abend. Morgen fand sich ja wohl leicht Gelegenheit — schon mancher war auf der Jagd verunglückt, das ließ sich am Ende noch besser an, wenn die Leute sich dann auch nur den Anschein gaben, als glaubten sie an den schlimmen Zufall. Und in dem Widerstreben, das er fühlte, seine Empfindungen preiszugeben, fand er auch die Kraft, sie zu verbergen und die Muskeln seines Gesichts wie seine Zunge zu beherrschen. Nur die Farbe vermochte er sich nicht zu geben, und durch die mattbraune Haut schimmerte kein Blut, als er lächelnd zu seinen Gästen zurückkehrte.

Das Wohnzimmer war indessen durch mehrere Lampen erleuchtet worden und bot mit der stimmungsvollen, für eine Junggesellenwohnung fast etwas zu luxuriösen Einrichtung, den vielen Jagdtrophäen und sonstigem Wandschmuck einen überaus behaglichen Anblick, der durch das sichtliche Wohlgefühl noch verstärkt wurde, mit dem sich die Herren auf den breiten, teppichbelegten Sitzen streckten. Ein heiteres Gespräch war im Gange.

Gredner allein hatte sich's noch nicht bequem gemacht. Der junge, lebhafte Lieutenant rief dem Eintretenden schon vom Schreibtisch her entgegen:

„Visum repertum. Wir haben den Schuß. Hier steckt er in der Wand, und ein Splitter von dem Bilde, wie sie da herumliegen, muß abgesprungen sein und Sie getroffen haben. Offenbar ist Ihnen zufällig ein Schuß abgegangen."

„Das ist des Pudels Kern!" stimmte Lieutenant Reimer zu.

„Man muß eben sehr acht geben mit diesem System," ließ der Rittmeister aus der Tiefe des Fauteuils seine Meinung vernehmen. „Heißt nichts! Zu subtil! Spielerei!"

„Die einem aber doch das Lebenslicht ausblasen kann," widersprach Graf Zarecki kopfschüttelnd.

„Das kann unter Umständen die nächstbeste Zimmerpistole auch,“ entgegnete der Rittmeister, „aber darauf kommt's nicht an. Die Durchschlagskraft — praktischer Nutzen — diese Bulldoggs, Lärmmacher — weiter nichts!“

Und damit vertiefte er sich in eine streitbare Auseinandersetzung über Systeme, Ladungsverhältnisse, Ballistik und Treffsicherheit, die allmälich auch auf Jagdgewehre, Kavalleriekarabiner, Armeerevolver, ja sogar auf das Geschützwesen überging und eine endlose, langweilige Abhandlung zu werden drohte, die den jüngeren Herren schon aus der letzten Unteroffiziersschule her bekannt war.

Gredner machte sich denn auch kein Gewissen daraus, sie gelegentlich zu unterbrechen.

„Wie ist mir denn? Sagen Sie mir einmal,“ fragte er, sich zu Proch neigend, „war das Bild, das dort über dem Schreibtische hing, nicht —? Ich sehe es nirgends.“

„Die schöne Gisela!“ fiel Graf Zarecki, dem an dem Vortrag auch nichts gelegen war, mit lebhaftem Kopfnicken ergänzend ein. „Daß die Kugel gerade diese Richtung nehmen mußte! Ein Omen, lieber Freund, ein Omen!“

Proch versuchte zu lächeln.

„Ich glaube nicht an Vorzeichen.“

„Aber es gibt doch welche. Anmeldungen, Ahnungen!“

„Die unter hundertmal zweimal eintreffen, und dann weist man auf diese hin!“

„Erlauben Sie mir, was Ahnungen betrifft, da kann ich aus eigener Erfahrung erzählen — mein Vetter Alfred — na, Schönbach, Du weißt ja, warst damals noch Oberlieutenant mit mir beim siebenten Ulanenregiment — aber die Herren kennen ja diese Geschichte.“

„Sie ist schlagend!“ rief Gredner. „Wer da noch zweifelt —“

„Lächerlich!“ meinte der Rittmeister, der jetzt notgedrungen seinen technischen Vortrag abbrechen mußte, da ihm selbst der einzige Hörer, an den er sich schließlich gehalten, nun auch noch abwendig gemacht wurde, was ihn nicht wenig verdroß.

„Wie oft habe ich an mir selbst die Erfahrung gemacht!“ fuhr Lieutenant Gredner lebhaft fort. „Jedesmal wenn ich von jemand Unangenehmen träume, steht er richtig am andern Morgen vor mir.“

„Der Manichäer!“ ließ Radowitsch halblaut einfließen.

„Mein Vetter Alfred," kam der Graf auf die gern erzählte Geschichte zurück, „aber ich versichere Sie, meine Herren, es ist die volle Wahrheit, Sie können Schönbach fragen. Mein Vetter Alfred hat mir noch beim Aufbruch zur Jagd die Hand gedrückt. ‚Grüß mir die' — na, das ist Nebensache — also, ‚grüß mir die und die, sie soll's nicht zu schwer nehmen!' — ‚Was fällt Dir ein?' sage ich darauf, aber er bleibt dabei. ‚Ich habe heute nacht wieder davon geträumt,' sagt er, ‚mir passirt etwas, Du wirst sehen!' Schon den Abend vorher war er ganz verstört und hat von Ahnungen gesprochen, wir aber haben ihn ausgelacht. Na, und er hat doch recht behalten. Nach dem zweiten Treiben haben wir ihn tot gefunden. Beim Uebersteigen eines gefällten Baums muß er sich aufs Gewehr gestützt haben, ein Zweig hat den Abzug berührt — die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen."

„So war's — oder auch anders," murmelte Radowitsch.

„Wieso anders?"

„Man hat so allerlei erzählt damals."

„Was, wenn ich bitten darf?" Der sonst so freundliche und geschmeidige Graf war aufgebrannt, daß sein ganzes rundes Gesicht flammte, und mit

dem schneidigen Tone kehrte er scharf den Major gegen seinen Untergebenen heraus.

Dieser entzog sich achselzuckend der Verantwortung, indem er mit der Erklärung, es sei zu lange her, sich daran zu erinnern, auswich.

„Ich war ja nicht dabei," setzte er hinzu, „und andere auch nicht. Jedenfalls ist das ein unvorsichtiger Jäger, der mit gespanntem Gewehr vorgeht."

„Das mag ich Ihnen zugeben," erwiderte besänftigt Graf Zarecki und benahm so der unangenehm gewordenen Situation die Spitze.

Zum Teil, um die Spannung völlig auszugleichen, zum Teil aber auch in einer gewissen, nach anderer Richtung zielenden Absicht, nahm Proch den fast gerissenen Faden wieder auf.

„Es mag Unvorsichtigkeit sein," sagte er, „aber es ist doch merkwürdig, daß derartige Unfälle so häufig vorkommen. Es bleibt immer etwas Rätselhaftes daran, wie da der Zufall eingreift, der gewandteste Weidmann kann davon betroffen werden. Uebrigens muß ich aufrichtig sagen, ich finde das gar nicht so schrecklich. Was mag einem denn Angenehmeres passiren, wenn man schon einmal sterben soll, als so unversehens mitten aus der heitersten

Stimmung und im Eifer des leidenschaftlichen Vergnügens hinweggerafft zu werden, ohne Besinnung, ohne Uebergang, ohne Schmerz?"

„Vollkommen Ihrer Meinung!" fiel Gredner ein. „Man kommt noch ganz warm in den Himmel."

„Aber es ist doch traurig," wandte Lieutenant Reimer gefühlvoll ein, „von seinen Lieben nicht einmal Abschied nehmen zu können."

„Um so besser! Jeder Abschied thut weh."

„Mit oder ohne Pensionsbogen," brummte der Rittmeister unter dem dichten Barte hervor, den er wie in energischem Protest gegen jegliche der beiden Eventualitäten kräftig zur Seite strich.

„Ich möchte fast glauben, daß jeder lieber rasch wegstirbt."

„Der Tausend, da sollten Sie einmal die Fürstin über dies Thema hören!" entgegnete Graf Zarecki auf diese Aeußerung Prochs, und nun hielt es auch Baron Schönbach für angemessen, seine Ansicht laut werden zu lassen.

„Und vom Standpunkt unserer christlichen Religion hat sie gewiß auch recht," sagte er — zwar keineswegs salbungsvoll, doch nicht ohne Feierlichkeit. „Es ist gewiß das Schlimmste, was uns widerfahren

kann, so plötzlich und unbußfertig aus unserem sünd-haften Erdenleben fortgerufen zu werden. Jeder sollte es im Gegenteil als eine Gnade erbitten, daß ihm Zeit gegönnt werde, in sich zu gehen und Reue und Leid zu erwecken."

„Wenn man das Bewußtsein hat, ein Höllen-hund gewesen zu sein," murrte Radowitsch ergänzend vor sich hin, und erregte damit allgemeine Heiterkeit, nur nicht bei demjenigen, der so um seinen Effekt gebracht wurde.

Auch über Prochs Lippen glitt ein mattes Lächeln.

„Nun, da wäre ja wirklich die Vorahnung zu etwas gut. Doch," beschränkte er seine Zulassung, „auch um eines solchen Vorteils willen kann ich mich nicht zu dem Glauben an solch überirdische Einwirkungen bekehren. Was bedarf es auch dieser? Das Sterben ist ein ganz naturgemäßes Ding — eine der Formen des Stoffwechsels, weiter nichts."

Das war nicht wegwerfend, sondern sogar mit einem ganz eigentümlichen Nachdruck gesprochen, den sich aber keiner der anderen zu deuten wußte. Die Aeußerung fand keinen Widerspruch, weil Gredner das frühere Thema festhielt.

„Ich glaube einmal an Zeichen und Träume,"

wandte er sich an seinen jungen Kameraden, der allein Proch seine Zustimmung zugenickt hatte. „Heute nacht träumte ich, ich ritte auf dem Milan direkt in die Sonne hinein. Das war prächtig. Du wirst sehen, Reimer, ich habe Chancen, die nächste Proposition gewinne ich!"

„Wie soll ein Traum —" wollte der Lieutenant einwenden, doch unterbrach ihn Gredner heiter:

„Zwischen Himmel und Erde — wie heißt es doch? Weißt Du, wenn Hamlets Vater als Geist spukt und Zeichen gibt."

„Ja, mit Kolophonium!"

„Als Klopfgeist!" trat der Major dem Lieutenant lachend bei. „Der reine Spiritismus!"

„Spiritus!" wendete Radowitsch unwirsch das Wort. „Alkohol! Andere Geister sind mir noch nicht begegnet!"

„Man sollte doch nicht über derlei Dinge spotten," mahnte Baron Schönbach, damit aber reizte er den Rittmeister noch mehr.

„Aberglauben alter Kerzelweiber!" entschied er barsch.

„Erlauben Sie, die Kirche —"

„Ach was, die Kirche!" unterbrach der in Eifer Geratene den Baron. „Die Pfaffen sind selber dran

schuld. Ausrotten sollten sie all die Spinnweben im Gehirn, statt dessen predigen sie selber noch immer von dem einfältigen Kerl, dem ägyptischen Josef, und den Träumen des Pharao. Der hätte sich auch was anderes träumen lassen können, das nicht erst einer Auslegung von dem dummen Jungen bedurft hätte. Warum hat denn ihn kein Omen gewarnt?"

„Na, was sagst Du dazu, Schönbach?"

Dieser aber erwiderte steif auf die Frage des sichtlich ergötzten Majors:

„Ich würde vorziehen, wenn die Herren ihr Gespräch auf ein anderes Gebiet als das religiöse verlegen wollten."

Das Lachen verstummte mit einemmale. Es entstand ein peinliches Schweigen, über das sich die Offiziere mit ihren Cigarren, die sie sich längst von dem wohlversehenen Rauchtischchen gelangt hatten, so gut es ging, fortzuhelfen suchten. Der Rittmeister hüllte sich dabei, wie ein grollender Jupiter, so dicht in eine Wolke, daß er unsichtbar wurde, hatte aber für diese Lehre über gesellschaftlichen Takt ebenfalls keine Antwort. Die Stimmung war gestört.

Baron Schönbach that, als bemerke er nicht die

Wirkung seiner Rede, doch lag, ihm selbst wohl unbewußt, ein unverkennbarer Ausdruck von Befriedigung, daß er die anderen seine Ueberlegenheit hatte fühlen lassen, in seiner Miene, während er langsam das Glas an die Lippen führte und daran als Feinschmecker nippte. In diesem Gesichte war überhaupt ein Zug des Selbstgefühls, der nicht gerade zur Annäherung aufmunterte, und darum zählte er auch wohl unter den Offizieren, mit denen er doch ziemlich häufig verkehrte, kaum einen andern Freund als den Major, seinen dereinstigen Regimentskameraden. Alles an ihm war korrekt wie sein glattes schwarzes Haar, das nach der Mode in zwei Schneppen und zwei Schläfenlappen in die niedere Stirn gestrichen war, und sein strenggezügelter Schnurrbart, von dem sich auch nicht ein Härchen eigenmächtig absonderte. Die Haltung der hagern Gestalt in der fast übertrieben eleganten Jagdgewandung besaß etwas von diplomatischer Gemessenheit. Er ließ sich nicht einen Augenblick gehen, war immer schmiegsam und von einschmeichelnder Höflichkeit, und dennoch fehlte ihm jener Stempel wahrer Vornehmheit, der jeder noch so nachlässigen Geste seines Hauswirts aufgeprägt war. Das zeigte sich am allerauffallendsten in dem Verkehr der

beiden mit einander, denn während des letztern ganzes Behaben trotz seiner unverkennbaren Benommenheit etwas harmlos Natürliches hatte, das seinen Gästen das Haus heimisch machen mußte, rief des Barons Erscheinung den Eindruck einer nach dem neuesten Pariser Modell sehr kunstvoll gearbeiteten Marionette hervor, auf jeden wenigstens, der nicht so scharf und mißgünstig wie Rittmeister von Radowitsch aus seinem Rauchgewölke heraus die raschen, durchdringenden Blicke beobachtete, welche die grünlichen Aeuglein dieser Kostümpuppe jeweilig auf Proch schossen, wenn dieser denselben nicht begegnete, oder die wulstigen Lippen, die sich trotz aller Dressur nach jedem Schluck zu einem sinnlichen Schmatzen vorschoben. In solchen Momenten war der alte Soldat noch mehr als sonst geneigt, ihm auch noch das allgemein zuerkannte Prädikat eines „hübschen Mannes" entschieden abzusprechen.

Der Anlaß zur eingetretenen Gesprächspause hatte sein Urteil eben nicht milder gestimmt, und sie dauerte lange genug, um ihm Muße zu seinen Beobachtungen zu geben. Das Schauen konnte man ihm ja nicht verbieten wie das Reden, den Mund brauchte er eine Weile mit einer gewissen Verbissenheit nur zum Trinken und Rauchen.

Einzig und allein Gredner ließ sich die Stimme nicht verschlagen.

„Und ich glaube einmal an Omen," brach er das Schweigen, nicht ganz ohne Trotz, hinter dem aber die Lust an der Neckerei hervorlugte. „Auch die Geschichte mit dem Schuß ist eines, das lass' ich mir nicht nehmen!"

„Vielleicht für Sie ein gutes," warf Proch mit etwas gezwungenem Scherz ein.

„Wieso? Darf man das Bild nicht sehen? Es interessirt mich, wo die Kugel durchgegangen. Wo ist es denn?"

„Vielleicht mit dem andern Gerümpel hinter den Schreibtisch gefallen."

„Gerümpel!" rief Gredner mit komischem Pathos, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Mit welcher empörenden Gemütsruhe er über die Vernichtung spricht, und nun gar Gerümpel — das Bild seiner Braut!"

„Der in solchem Fall selbstverständliche Schmerz blieb mir erspart, denn — sie ist es nicht mehr!"

„Ah! Was — was sagen Sie da? Ist's möglich?!"

Die Ausrufe der Ueberraschung kreuzten sich, alle sprangen auf und drängten sich zu Proch, am eifrigsten zeigte sich Baron Schönbach, der momentan

ganz beweglich geworden war und in den allerfreundlichsten Worten, die, nach der plötzlichen Röte seines sonst fast weibisch weißen Gesichts zu schließen, wirklich aus dem Herzen zu kommen schienen, seine Teilnahme aussprach.

Proch lehnte jedes Beileid mit einer humoristisch klingenden Wendung ab. Er hatte seinen Entschluß gefaßt und die Sache, die doch nicht verschwiegen bleiben konnte, mit besonderer Absicht jetzt selbst zur Rede gebracht. Seine Erregung beherrschend, gelang es ihm sogar, unter Lächeln die unvorbereitete Mitteilung zu ergänzen, und während sich des Barons Augen wieder einmal von der Seite her in ihn einbohrten, gab er die einfache Ursache der Auflösung des Brautstandes kund, es hätten eben beide gefunden, daß sie nicht für einander paßten.

„Das habe ich ja immer gesagt!“ wurde nun auch Radowitsch laut.

„Da hast Du jetzt Chancen,“ sagte Reimer zu seinem Eskadronskameraden und Busenfreunde.

„Und, bei Gott, ich will sie mir nicht entgehen lassen!“ rief dieser aus.

Baron Schönbachs Blick heftete sich jetzt ebenso scharf und lauernd auf ihn, wie früher auf Proch.

„Sie wetten wohl auf den Favorit?“ warf er

in einer spitzen Weise hin, die Gredner in seiner Aufregung jedoch entging.

„Wahrhaftig, das thu' ich!“ rühmte er sich begeistert. „Ich habe es lange darauf abgesehen. Nur vor dem, der mir das Feld abgewonnen, bin ich gewichen. Einen Gentleman aus dem Sattel werfen, ist, selbst wenn es gelingt, kein Lorbeerblatt wert, außer man reitet gegen einander ehrlich an. Das war jedoch nicht mehr möglich, ich bin eben zu spät gekommen. Jetzt aber ist die Konkurrenz wieder frei und, bei Gott, ich melde mich um den Preis! Eine Wetterhexe, gerade wie sie mir gefällt. Das Mädel muß mein sein! Sie haben ja nichts mehr dagegen, Proch. Nicht wahr, Sie gönnen mir's?“

„Von Herzen!“ Es klang ganz eigentümlich, aber der Händedruck war echt.

„So soll mich der Kuckuck holen, wenn ich sie mir nicht hoppnehme!“ jauchzte der junge Mann.

„Echte Reiterart!“ lobte der Major beifällig seinen kecken Lieutenant; doch der im Dienst grau gewordene Rittmeister erlaubte sich wieder einmal, anderer Meinung zu sein.

„Schöner Kavallerist! Sich ein Weib aufhocken. Doppeltes Gewicht und nur halbe Fourageportion.“

„Für die Aufbesserung wird schon der Schwiegerpapa sorgen. Wir füttern Zucker. Das wird doch eine süße Menage geben!“

So wendete Gredner, statt sich die Laune durch das Gebrumm verderben zu lassen, alles ins Heitere. Das hübsche, jugendliche Gesicht leuchtete von innerem Feuer, und es war unmöglich, auch nur die etwas stark nach der Kaserne schmeckenden Redewendungen zu bekritteln, denn das übermütige Jünglingsblut übte eine gewisse Magie, der man nicht leicht widerstehen konnte. Selbst wer die immerhin tadelnswerten Fehler des tollen Gredner — so hieß er bei seinen Kameraden — kannte, ließ sich immer wieder von seiner liebenswürdigen Art, seinem offenen, anmutenden Wesen bestechen und zur Nachsicht stimmen. Frisch, überschäumend, bei allem dabei, mit offener Hand und voll lustiger Einfälle, war er im Regiment und überall, wohin er kam, gern gesehen, und in diesem Bewußtsein hatte er eine Sicherheit gewonnen, die ihn zuweilen auch über die Grenzen des Zulässigen hinaustrieb.

Reimer sah zu ihm, dem etwas ältern Genossen, nach dem er sich zu bilden bemüht war, mit einer beinahe verhimmelnden Bewunderung auf.

„Ich trete in Deine Fußstapfen,“ flüsterte er ihm beteuernd ins Ohr.

Graf Zarecki nickte wohlwollend seinem unternehmenden Liebling zu.

„Und dann werden Sie wohl vernünftig,“ äußerte er, „gehen auf den Riedhof und bauen Ihren Kohl?“

„Bewahre!“ entgegnete Gredner, ein Schnippchen schlagend. „Ich werde dem Regimente nicht untreu. Weiter dienen, erst recht! Und das flott! Das gibt die richtige Frau für einen feschen Dragoneroffizier! Auf dem Riedhof mögen die Weibsen wirtschaften, bis mein Bruder groß wird. Mit denen beisammen sitzen? Das würde was Schönes! Gisela und meine Mutter! Herr des Himmels! Aber auch Hanka könnte man nicht mit ihr zusammenspannen, die zögen nimmermehr an einem Strang. Meine Schwester ist ein ganz anderes Genre.“

„Ein herrliches!“ Reimer errötete selbst, als er merkte, daß der Ausbruch seines Entzückens so laut ausgefallen war.

Der Major drohte ihm lachend.

„Verliebter Schwerenöter! Darum also so oft auf dem Riedhof?“

„Sollte lieber die Rekruten abrichten,“ gab der Rittmeister verdrießlich dagegen seinen dienstlichen Vermerk ab, wofür sein Vorgesetzter jedoch kein Ohr zu haben schien. Derselbe hatte sich wieder Gredner zugewandt.

„Aber der Alte!“ suchte er diesen ein wenig zu hänseln. „Wie wollen Sie sich mit dem stellen? Herr Bachschneider läßt sich auf kein Kompromiß ein, da werden Sie liberal werden müssen.“

„Das bin ich ja ohnedem durch Naturanlage und Erbschaft, sogar ein bißchen sozialistisch angehaucht!“

Es sollte wohl nur ein Scherz sein, und die anderen nahmen ihn auch so, selbst der Major meinte sein mißbilligendes Kopfschütteln nicht sonderlich ernst; einzig und allein Baron Schönbach fing das fröhlich hingeworfene Wort auf und machte daraus ein schwerwiegendes Eingeständnis, das er mit süßlichem Lächeln, aber ganz unerwarteter Schärfe an den Pranger heftete.

„Merkwürdig! Ein ganz sonderbares Bekenntnis für einen Offizier — einen Reiteroffizier zumal!“

Gredner war von der Rüge unangenehm berührt und mehr noch von dem bissigen Tone derselben.

„Halten Sie es vielleicht für unehrenhaft?“ fragte er, sich rasch umwendend, mit einem Blicke, der das Lächeln von den Lippen des Barons scheuchte.

„O, nicht doch!“ beeilte sich dieser mit der Geschmeidigkeit des Weltmanns zu versichern, ohne daß aber die Stimme dabei an Eindringlichkeit verlor.

„Das wollte ich nicht sagen, doch befremdend darf ich es wohl finden, wenn man in solch irriger Auffassung bei dem heutigen Stande der Dinge noch Männer befangen sieht, welche durch ihre Stellung und ihren Stand vor allen anderen berufen wären, allen Ausschreitungen entgegenzutreten. Und Ausschreitungen muß man doch die Versuche, den Thron seiner Machtattribute zu entkleiden, wohl nennen. Das Ueberwuchern solcher Faktoren, die in einem geordneten monarchischen Staat einmal nicht zur Regierung berufen sein können, ist die Folge der Irreligiosität, welche die von Gott eingesetzte Ordnung nicht mehr beachtet. Es ist doch unleugbar, daß das Bestreben der sogenannten Linken ein destruktives ist und vaterlandsverräterisch Oesterreich an diese pilzartig heranwachsende Bismarckschöpfung auszuliefern sucht. Für einen Soldaten —“

„Gibt es keine Politik!“ schnitt der Major diese immer schärfer zu werden drohende Erörterung mit Bestimmtheit ab. „Meine Herren, keine politischen Gespräche!“

„Muß auch bitten! Auf ein anderes Gebiet zu verlegen,“ schloß sich diesmal der gern räsonnirende Rittmeister an, und in seinem parodirenden Nachsatz lag sogar ein sehr fühlbarer Sarkasmus gegen den

früher so ungemütlich gewordenen, gezierten Stumpredner.

Gredner war bereits zu einer Erwiderung gerüstet, ließ sie aber wohlgemut fahren. Summend langte er nach seinem Glase.

„Keine religiösen, keine politischen Gespräche,“ meinte er. „Also welcher Stoff ist denn reglementmäßig?“

„Die Damen,“ sagte der Major nachsichtig.

„Sie sollen leben! Hoch!“ rief Gredner, sein Glas erhebend.

„Hunde und Pferde!“ schlug Radowitsch seinerseits vor.

„Schöne Zusammenstellung!“ ließ Baron Schönbach sich gereizt entschlüpfen, der Rittmeister aber begegnete dem Spotte nur mit einer derben Erklärung: „Jeder nach seinem Geschmacke. Man muß eben niemand zu dem seinen bekehren wollen!“

Die Abfertigung ließ den Baron verstummen. Der Major schlug das von ihm selbst bezeichnete Thema an und ließ die Damen Revue passiren, doch zunächst nur die des Städtchens; Jagd, Hunde und Pferde kamen gleichfalls an die Reihe, doch wurde alles ohne sonderliche Teilnahme abgehandelt, und man war nahe daran, den Vorschlag einer

Tarockpartie anzunehmen, die dann nach dem Abend-essen fortgesetzt werden konnte, als Gredner sich mit der Bitte, die Pferde zu bestellen, an den Haus-herrn wandte. Dieser gab kaum ein Zeichen des Erstaunens, während er läutete, um den Auftrag in den Stall befördern zu lassen. Merkbar ab-gespannt, trotz aller Mühe, die er sich gab, zerstreut und kalt dem Gespräche folgend, hatte er sich haupt-sächlich darauf beschränkt, Cigarren und Tabak an-zubieten, einzuschenken und wieder einzuschenken, ohne daß er selbst etwas trank — was aber den an-deren entging, die um so fleißiger dem kräftigen Weine zusprachen — und nur unausgesetzt geraucht. Auch jetzt war es mehr gewohnheitsmäßige Artigkeit als wirkliche Ueberraschung, welche ihn um den Grund so frühzeitigen Aufbruchs fragen ließ.

Er könne doch nicht zur Jagd bleiben, lautete Gredners Erwiderung, sonst wäre er ja auch nicht in Uniform gekommen. Der Dienst rufe ihn am nächsten Morgen und er habe die Herren nur herausbegleitet, seine neue Acquisition zu zeigen, eigentlich aber habe er seiner Mutter versprochen, einmal wieder eine Tasse Thee bei ihr zu trinken.

„Ah so, ich meinte schon, es sollte gleich brühheiß nach Seldschitz gehen. Nun, ich könnte

Sie ja dispensiren," meinte der Major in gütiger Laune.

Gredner wollte dieselbe jedoch nicht mißbrauchen.

„Meine Mutter würde sich ängstigen, wenn ich nicht käme," sagte er mit einer gemütlichen Anwandlung, die ihm recht hübsch stand, weil er sich derselben fast zu schämen schien; „sie hängt so an ihrem ungeratenen Sohn."

„Und Deine Schwester freut sich auch immer so sehr," setzte Reimer eifrig hinzu, daß man dem glatten, mädchenhaften Gesichte nur zu gut die Angst ansah, der Kamerad könnte sich doch am Ende umstimmen lassen. Der Baron kam ihm zu Hilfe.

„Solche edle Regungen darf man nie stören," äußerte er, und der versteckte Hohn machte Gredner trotzig und seinem Schwanken ein Ende.

Er dankte dem Major für das gütige Anerbieten und beharrte auf seiner Absicht, während sich Reimer stillschweigend fertig machte, ihn zu begleiten.

„Aber da müssen Sie heute einen Umweg reiten, fällt mir eben bei," sagte Proch; „nicht durch den Wald! Die Passage auf dem obern Sträßchen ist nicht frei."

„Umwege?" lachte Gredner. „Ein schneidiger Dragoner geht immer geradeaus!"

„Wo er durchkommt," erwiderte Proch, matt lächelnd. „Aber die Brücke über den Rutzbach wird reparirt und ist abgebrochen."

„Um so einfacher! Man setzt ohne Brücke über den Rutzbach!"

„Oho! Der Tausend! Der Rutzbach! Na, na, na, na! Pomale!" so kam es lachend und scherzend von allen Seiten, und Proch warnte wohlmeinend, es heute bei dem Umwege bewenden zu lassen, es handle sich da nicht um einen Graben im Springgarten.

„Mit meinem Milan? Das möcht' ich sehen!" erpichte sich Gredner, den all die Gegenreden nur reizten. „Sie haben da wohl nur Ihre Linda im Auge!"

Aber in eben diesem Auge sprang jetzt ein Blitz auf, der dem ganzen Antlitze Prochs einen andern Ausdruck verlieh, wenn er auch sofort wieder erlosch. Seine Nasenflügel hatten sich gebläht wie bei einem Schlachtroß, das den Kampf wittert, sein Kopf und seine Hand sich gehoben, und die Zähne gruben sich in die Unterlippe ein.

„So oder so!" Das war der sein Gehirn durchschießende Gedanke. „Ich? Linda?" sagte er dann. „O, das ist ganz etwas anderes. Ich besinne mich keinen Augenblick!"

„Macht keine Tollheiten!“ rief der Major, und auch der Rittmeister fiel ein:

„Unsinn! Sechs Meter breit und gewiß noch einmal so tief.“

„Eine Kleinigkeit!“ sagte Proch achselzuckend und nunmehr wieder mit allen Zeichen der frühern Apathie. „Wollen wir eine Wette machen?“

„Einen Korb Champagner! Was sagen Sie, Herr Lieutenant?“

In Baron Schönbachs zugedrückten Augen glühte ein böser Funke, als er Gredner in solcher Weise zuredete.

Diesem war der Wein zu Kopf gestiegen, und es bedurfte kaum noch solcher Aufmunterung. Er streckte die Hand aus:

„Also pariren wir, wer von uns beiden —“

„Nein, so ist es nicht gemeint!“ fiel ihm Proch aber hastig ins Wort. „Ich wette nur auf meine Linda!“

Es entstand ein Durcheinander, in dem kaum eine einzelne Stimme zu unterscheiden war. Für und gegen wurde gesprochen, mehr oder minder jedoch waren alle, dank den geleerten Flaschen, erhitzt, und das sportsmanische Interesse verdrängte nach-gerade die aufgetauchten Bedenken. Man stritt nur

noch über die Möglichkeit und Unmöglichkeit und förderte damit unbewußt den Wunsch, eine Entscheidung herbeizuführen. Noch aber hatte niemand die Wette anzunehmen erklärt, so geschickt Baron Schönbach auch die Aufregung zu schüren verstand, und der Proponent schnitt endlich die Frage selbst mit der Erklärung ab:

„Ich habe mir jetzt das Ding einmal in den Kopf gesetzt und führe es auch durch!"

Alle schwiegen, nur Baron Schönbach verzog den Mund zu einem scheelen Lächeln und warf sarkastisch ein paar Worte hin:

„Es ist auch besser so, da bleibt Milan außer aller Verpflichtung."

Das war ein Stachel, dem Gredner nicht zu widerstehen vermochte.

„Gut, ich halte die Wette!" rief er und streckte die Hand aus, in die Proch einschlug. „Wir werden ja sehen," raunte er dann Reimer zu, „ob wir nicht ebensoviel können und mit Milan nur im Traum in die Sonne reiten. Ich glaube einmal an Omen. Heute hab' ich meinen Tag!"

Doch auch Baron Schönbach konnte es hören und nickte, mit boshaftem Lächeln seinen Zweifel kundgebend.

Proch hatte unterdes die Herren gebeten, nur

einen Augenblick Geduld zu haben, in zwei Minuten sei Linda gesattelt, und gab dadurch zu einer neuen Einwendung Anlaß, welche Graf Zarecki vorbrachte.

„Aber doch nicht jetzt, des Nachts! Morgen beim Tageslicht —“

„Es ist ja Mondschein!“ fiel jedoch Proch ein, und nun widersprach niemand mehr, selbst Radowitsch erklärte sich einverstanden.

„Zum Halsbrechen hell genug!“ meinte er. „Uebrigens weiß er ja, was er thut, kennt Pferd und Terrain und ist seines Spiels wohl sicher.“

Die Sache war entschieden. Aus den hellen, raucherfüllten Zimmern trat die Gesellschaft hinaus in die stille, sternendurchzitterte Nacht. Alle gingen nun in den Stall, wo Proch selbst die Sattelung überwachte. Mit den Pferden der beiden Offiziere wurde auch Linda herausgeführt, ein schöner eisengrauer irischer Hunter von den herrlichsten Verhältnissen. Namentlich die prächtige Croupe, die breiten Sprunggelenke, der sichere, feste Tritt, die glatten Hinterfüße waren geeignet, volles Vertrauen einzuflößen, wenn auch der ganze Bau nicht so leicht und schlank wie der Milans anmutete, dessen Nervosität sich wieder beim Aufsteigen der Reiter recht unangenehm zeigte. Es war eben ein verwöhntes,

zuweilen ziemlich ungeberdiges Rennpferd, das sich aber auf der Bahn, für welche es trainirt ward, eines nicht unverdienten Rufes erfreute.

Die drei Herren saßen im Sattel und setzten sich in Bewegung, die übrigen folgten in eifrigem Gespräche zu Fuß. Der Nebel hatte sich gesenkt und aus dem verschleierten Abend war eine reine, helle Nacht geworden. Es war wunderschön in dem klaren Lichte des beinahe vollen Mondes, das sich selbst zwischen den Bäumen noch teilweise Bahn brach, als der Weg in den Wald einbog.

Die schmale Straße stieg sachte an, um sich dann auf der untersten Stufe der Berglehne weiter zu ziehen, und lief da leidlich eben, indem sie die von der Höhe kommenden Wasser, die sich hier vor dem Ausflusse in die Ebene noch ein ziemlich tiefes Rinnsal ausgewühlt hatten, auf gutgezimmerten Brücken übersetzte.

Die nächste derselben war die über den Rutzbach. Bald hielt der Zug an derselben. Die Strecke war nicht weit gewesen, dennoch genügend, um die Pferde an die Bewegung zu gewöhnen und das Gespräch allmälich verstummen zu machen. Es wurde immer einsilbiger, je näher man dem Ziele kam, und als man dasselbe erreicht hatte, war es ganz eingeschlafen. Nur Gredner redete und renommirte

immerfort; der Weindunst war noch nicht ganz verflogen.

Es wurde Halt gemacht und die Oertlichkeit in Augenschein genommen.

Die Brücke war ganz abgetragen und ein einziger Balken erst wieder neu eingezogen, über dem ein Brett lag und den Verkehr für die Arbeiter und Fußgänger zur Not ermöglichte. In der Tiefe plätscherte leise der Bach, den man weiter nach aufwärts zwischen dem Gestein wie sprühendes Silber glitzern sah. Das helle Mondlicht spiegelte sich in ihm und lag breit über dem Weg und dem diesseitigen Ufer, während das andere sich in tiefem Schatten barg. Das blieb allerdings ein ungünstiger Umstand, da aber, wie Radowitschs vorsichtige Untersuchung ergab, das feste Widerlager der Brücke einen vollkommen sichern Absprung zuließ und der Anritt auf der Straße lang genug war, die sich jenseits ohne Hindernis wieder ansetzte, standen die Verhältnisse keineswegs so schlimm, als es den Anschein hatte. Radowitsch zählte selbst die Schritte über den Steg und untersuchte auch das jenseitige Widerlager und meinte schließlich, es könne gehen, bei Tage sei es sogar keine Hexerei.

Und schon war Proch eine Strecke zurückgeritten;

er wendete und setzte sein Pferd in Galopp. Ein dumpfer Entschluß lähmte seine Gedanken. Jetzt galt es.

„Kürzer! Mehr versammeln!" rief ihm der Rittmeister in alter Reitlehrergewohnheit zu, Proch aber schien den Rat nicht befolgen zu wollen.

In langen Sprüngen ließ er Linda herangehen. Der Warner verstummte von selbst, er hielt unwillkürlich den Atem an. Kein Laut war hörbar als das Rauschen des Wassers in der Tiefe und der regelmäßige Schlag der Hufe.

Immer näher kam er. Jetzt war er da. Man sah, wie das Pferd sich mit dem Vorderteile hob und das Aufblitzen zweier Augen in einem schneeweißen Antlitz, es dauerte nur einen Moment, und niemand hatte während desselben der harten, arretirenden Bewegung der Faust des Reiters acht. Eine helle, phantastische Gestalt in der Luft schien über den Abgrund zu fliegen und war unmittelbar darauf verschwunden. Der tiefe Schatten hatte sie verschlungen.

„Der Tausend! Brillant!" rief Graf Zarecki, aber im selben Augenblick hörte man auch schon ein Stampfen, Krachen und Schnauben, daß selbst dem alten Reitersmann neben ihm das Herz erbebte. „Zu kurz!" stieß er erschrocken hervor.

Die vom Mondstrahl geblendeten Augen hatten sich doch schon so weit an die Nacht des andern Ufers gewöhnt, um dieselbe zu durchdringen und dem Vorgange zu folgen.

Der Sprung war in der That zu kurz ausgefallen, der Ruck am Zügel im entscheidenden Moment hatte das Pferd beirrt und seiner vollen Elastizität beraubt. Nur mit den Vorderhufen kam es auf den festen Boden, die hinteren glitten ab. Es war die höchste Gefahr, daß es nach rückwärts in die Tiefe stürze, das Gewicht des Reiters mußte es vollends hinabreißen.

Da rutschte mit einer plötzlichen Bewegung dieser aus dem Sattel, das edle Tier, dadurch erleichtert, benützte die unteren Vorsprünge des Widerlagers, sich zu stemmen und emporzuschnellen, noch eine verzweifelte Kraftanstrengung, und es gewann in einem gewaltigen Satze den obern Rand, über den es mit einem fast stöhnenden Schnauben hinwegstürmte.

Zu gleicher Zeit schien jetzt der Bann gelöst, der die Zungen gelähmt. Alle Stimmen erhoben sich fast zugleich.

Doch schon ertönte auch die des Angerufenen.

„Was schreit ihr denn so? Es ist mir ja nichts geschehen!“ ließ er sich von unten vernehmen, und es

klang nichts weniger als klagend, sondern nur matt und übellaunig. „Ich sitze noch immer im Bügel und kann da auf dem Balken gleich weiterreiten!“

„Sag' ich ja immer, diese neuen Erfindungen!“ schalt Radowitsch. „Das hätte schlimm ausfallen können!“

„Da haben Sie wohl Respekt bekommen! Ja, derlei ernüchtert! Obwohl Ihr Milan viel leichter ist,“ hörte er noch Baron Schönbach hinter sich zu Gredner sagen, stand aber schon auf dem Brette, um Proch in die Nähe zu kommen und ihm womöglich Hilfe zu leisten.

Dieser war, als die Bügelriemen sich durch den Druck oben auslösten, über den Rücken des beinahe senkrecht stehenden Pferdes hinabgeglitten, zu seiner eigenen Ueberraschung aber sofort wieder rittlings auf einen Balken zu sitzen gekommen, welcher hier auf dem untern Absatze für das Sprenggerüst der Brücke schon eingelassen war. Er brauchte diesem nur zu folgen und sich dann auf den andern bereits liegenden hinüberzuschnellen, um sich aus seiner verdrießlichen und jetzt, nachdem der Schreck vorbei war, beinahe komisch gewordenen Situation befreit zu sehen.

„Ja, es sollte nicht sein. Es ist mißlungen!“

sagte er doppelsinnig, als er des Rittmeisters Hand ergriff und sich vollends auf den Steg schwang.

Doch ehe er sich noch wenden konnte, um nunmehr das andere Ufer zu erreichen und seinem Pferde nachzueilen, sah er auf der Straße, vom Monde beleuchtet, einen andern Reiter dieselbe Strecke, die er eben durchmessen, heransprengen.

Es war kein Zweifel, Gredner hatte die Absicht, den Sprung gleichfalls zu wagen.

„Platz da!" rief er schallend dem Kameraden zu, der seinen Gaul schnell zurückzog, und stob auch schon an ihm vorüber. Hoch schwenkte er die rechte Hand über dem Kopf in Uebermut, Lebensfreude und Lust am Wagnis. Und nun war er auch schon zur Stelle. Er gab seinem Pferde die Hilfen und rief ihm ein anfeuerndes: „Hopp!" zu.

Der Sprung jedoch erfolgte nicht.

Milan, schon vorher aufgeregt, war an solche uneingelernte Bravourstücke nicht gewöhnt, versagte und brach mit einer jähen Wendung im letzten Momente nach rechts aus.

Das geschah so plötzlich, daß sein überraschter Reiter bei einem minder festen Schlusse sicher aus dem Sitze gekommen wäre. Er schwankte, aber nur unmerkbar und brachte in der nächsten Sekunde das

Pferd zum Stehen. Ein wenig gewaltsam warf er es wieder herum und trieb es, nun selbst in gesteigerter Erregung, der Schlucht abermals zu.

„Genug, genug! Doch nicht ohne Anritt! Es ist Tollkühnheit, die Wette gilt nicht!“ rief man ihn an. Er aber setzte dem sich weigernden Tiere mit einem Soldatenfluch die Sporen ein.

Es bäumte hoch auf und drehte sich auf den Hinterhufen um. Und zum zweitenmale schlugen die Vorderfüße in die Luft, daß es lotrecht stand. Gredner blieb auch jetzt noch im Sattel und bohrte die Sporen seinem Pferde in die Weichen. Dies aber hatte nicht mehr die Kraft zu einem Satz, es trat zurück. Der brüchige Uferrand neben dem Widerlager gab nach und der Kampf zwischen Roß und Reiter war zu Ende.

Von beiden war nichts mehr zu sehen.

Diesmal war es kein allgemeiner Aufschrei, der dem Sturze folgte. Das Entsetzen hatte jede Zunge gelähmt. Es war nach dem Getöse der unten auffallenden Körper schauerlich still geworden.

Graf Zarecki war der erste, der seine Sprache wiederfand.

„Der Tausend, der Tausend!“ sagte er in ganz eigentümlich zitterndem Tone.

„Gredner! Herr Lieutenant Gredner!“ schrie Proch, der selbst noch kaum dem Tod Entschlüpfte, vom Steg in die Tiefe hinunter, und da keine Antwort kam, setzte er mächtig erschüttert hinzu: „Da ist ein Unglück geschehen!“

„Man muß hinunter, nachsehen,“ erklärte Radowitsch mit praktischer Entschlossenheit.

„Der Tausend, der Tausend! Ich gäbe was dafür, wenn ich nicht dabei gewesen wäre,“ wiederholte der Major nur immer mechanisch, er war nicht im stande, irgend eine Anordnung zu treffen. Das übernahm Proch mit aufflammender Energie.

„Nein, steigen Sie nicht ab!“ rief er Reimer, der sich vom Sattel werfen wollte, fast gebieterisch zu. „Reiten Sie, was Sie können, zurück. Meine Leute sollen mit Leitern und Stricken kommen, mit Laternen und Fackeln.“

Das letzte Wort klang nur noch aus der Tiefe herauf; er hatte sich bereits zu dem Balken, über den er heraufgeklettert, hinabgeschwungen, und Radowitsch schickte sich an, ihm zu folgen. Selbst der Major traf Anstalten, einen Punkt zu suchen, wo schrägere Uferböschungen es auch ihm bei seinem stattlichen Umfange möglich machten, auf den Grund des Bachbettes zu gelangen. Nur Baron Schönbach

setzte sich der Gefahr nicht aus, sein elegantes Kostüm zu beschädigen oder gar einen Hufschlag von dem etwa umherhauenden Pferde zu erhalten.

Ruhig ließ er sich auf einer Bohlenlage nieder und holte behaglich sein Cigarrenetui hervor.

„Ohne Licht und Hilfe läßt sich nichts machen,“ sagte er dabei, obwohl niemand mehr da war, seine Entschuldigung zu hören, gemessen vor sich hin. „Man kann nichts Besseres thun als warten — und alles Gott anheimstellen.“

Drittes Kapitel.

Es war noch zu früher Stunde am Tag, als ein Gefährt an den letzten Häusern des Dorfes vorbei gegen den Riedhof einlenkte. Der von Ebereschenbäumen gesäumte Weg führte schnurgerade auf die weitläufigen Baulichkeiten zu, welche in einer gewissen vornehmen Abgeschlossenheit, von der Landstraße zurückgerückt, hier mitten in den Feldern standen, über die das Auge weithin unbehindert schweifen konnte. Ein paar über die niederen Dächer aufragende Baumkronen benahmen der Oertlichkeit den Eindruck der Oede, welcher sonst dem verwitterten Gemäuer in der flachen und reizlosen Umgebung anhaftete.

Die Insassen des leichten, offenen Wagens, der sich für sein munteres, kräftiges Gespann auffallend langsam fortbewegte, mochten aber wenig von dem Bilde, das sich ihnen bot, wahrnehmen. Ihre Augen

waren zwar auf das Ziel ihrer Fahrt gerichtet, die Blicke aber nach innen gekehrt und ihre Lippen fest zusammengepreßt, wie bei Männern, die einem schweren Moment entgegensehen. Konnte es auch der Sonne noch nicht gelingen, die Wolkenschleier, welche sie beim Aufgang feucht umfingen, zu zerreißen, und lag noch eine weißgraue, schwere Nebelschicht wie eine langgestreckte Riesenschlange über dem ganzen Lauf des Flüßchens, so war die Morgenfrische doch nicht so empfindlich, um eine dichtere Umhüllung notwendig zu machen. Die beiden auf dem Vordersitz aber mußten kalt haben, denn sie waren bis ans Kinn in ihren Mäntel gewickelt, und bleich und übernächtig sahen ihre Gesichter aus den hinaufgeschlagenen Kragen.

„Da wären wir," sagte endlich Proch, und er mochte lange geschwiegen haben, denn Lieutenant Reimer an seiner Seite fuhr bei dem dumpfen Klang dieser Worte auf, als hätte ihn eine rauhe Hand aus dem Traume gerüttelt. Nur ein tiefer Seufzer kam als Erwiderung über seine Lippen.

So sehr die zügelnde Faust bisher auch die Pferde zurückgehalten, es blieb ihr nunmehr doch nichts anderes übrig, als dieselben in den Hof zu leiten, der sich zwischen den beiderseitigen Oekonomiegebäuden gegen den Mitteltrakt, das eigentliche,

querstehende Herrenhaus, hinzog. Leer und öde lag derselbe da, als der Wagen in denselben einfuhr.

Nur an dem Brunnen stand eine Frau, augenscheinlich damit beschäftigt, einige Gerätschaften zu säubern und zwei Porzellankrüge zu füllen, womit sie auch noch nicht aufhörte, als der Wagen schon hielt. Erst als sich die beiden Herren vergeblich nach einem andern menschlichen Wesen umsahen und, dem Kutscher die Pferde übergebend, abstiegen, ließ sie sich herbei, ihre Arbeit zu unterbrechen und näher zu kommen.

Es war eine ältliche, große und hagere Erscheinung, etwas besser gekleidet als eine gewöhnliche Magd, mit energischen Bewegungen und männlich starken Zügen, aus denen nicht viel Wohlwollen blickte, als sie den jüngern der beiden Ankömmlinge endlich erkannte.

Auch ihre Stimme klang rauh bei der Begrüßung, die sie in dem harten, abgehackten Dialekte, mit dem die Tschechen deutsch sprechen, fast grollend vorbrachte.

„Ja, wo haben denn Herrn Lieutenant gelassen unsern jungen Herrn? Hat die Gnädige erwartet die Herren gestern bis zehn Uhr und war gar nicht ins Bett zu bringen. Sollte er doch etwas mehr Rücksicht haben, kindliche, als Sohn für seine Mutter!“

„Guten Morgen, Frau Schuselka!“ entgegnete Reimer, sich aus seinem Mantel schälend, kleinlaut und scheu, als wenn die Strafrede ihm gegolten und sehr zu Herzen gegangen wäre. „Ich — wir wollten — ja, Herr von Proch möchte gern mit dem Verwalter sprechen — könnten Sie nicht vielleicht so gut sein, Frau Schuselka —“

Sie hatte dem Stammelnden nur ihre halbe Aufmerksamkeit geliehen, denn ihre scharfen Augen waren mißtrauisch auf den ihr so halb und halb Vorgestellten gerichtet, dem sie sichtlich die Gedanken von der Stirn lesen zu wollen schien, die er in flüchtigem Gruß entblößte.

„Ja, wollen Sie ihn nicht rufen?“ sagte er dabei.

Die Kürze des Auftrags mochte ihr nicht gefallen, denn ohne sich vom Flecke zu rühren, erklärte sie:

„Kann ich ihn schon rufen, bitte, aber so viel kann auch ich dem Herrn gleich sagen, wenn es wegen dem Berner Kalb ist, so ist es nichts, das geben wir nicht her, bitte, ziehen wir selber auf. Waren auch andere schon da. Uebrigens können Sie ihn selber fragen, den Herrn Verwalter, wird er dort sein im Kuhstall, glaub' ich.“

Es war nicht mehr als ein Wink des Kopfs

über die Schulter, womit sie noch geringschätzig die Richtung wies, ehe sie an ihr Geschäft am Brunnen zurückkehrte, aber Proch hatte die Verletzung der Achtung, seinen Gedanken nachhängend, gar nicht empfunden und schlug den Weg nach der angedeuteten Thür ein.

Unter derselben trat ihm jedoch schon der Gesuchte entgegen. Proch erinnerte sich gar nicht, den kleinen, magern, gebeugten Mann mit der melancholischen Miene schon früher gesehen zu haben, dieser aber zog eilig den Hut und sprach den Besitzer von Waldhaus sofort mit dem Namen an, wobei er in einer fast an Demut grenzenden Ergebenheit fragte, ob die Herren vielleicht auch gekommen seien, das Berner Kalb anzusehen.

„Ein Prachttier! Wie sich die Zucht akklimatisirt hat und gedeihen hätte können! Wenn das der gnädige Herr noch erlebt hätte — und meine arme Frau!“

Der letzte Ausruf hatte etwas so tief Wehmütiges, daß auch dem heitersten Zuhörer kaum ein Lächeln über die doch einigermaßen komische Zusammenstellung entschlüpft wäre; bei dem tiefen Ernste, der sich in dem Antlitze Prochs und seines Begleiters ausdrückte, war eine solche vielleicht die

Gefühle des armen Mannes verletzende Aufnahme seines Stoßseufzers vollends ausgeschlossen.

„Wir kommen eigentlich in einer andern — in einer sehr wichtigen Angelegenheit, über die wir mit Frau Gredner zu sprechen wünschen."

Der Verwalter sah betroffen zu Proch auf.

„In einer — in einer — ach Gott!" stotterte er. „So kommt es also doch? Ist die Summe hoch?"

„Es handelt sich um den Herrn Lieutenant!"

Das Männlein nickte, trübselig vor sich hinblickend.

„Ja, ja, ich verstehe. Es ist ja vorauszusehen gewesen. Und die arme gnädige Frau, die freilich selbst mit schuld daran ist, weil sie nicht einsehen will — nun, ich habe da nichts zu sagen! Aber angreifen wird sie's doch, und jetzt ist sie wohl noch gar nicht auf, und dann dürfen wir mit der Sache auch nicht so über sie herfallen, man muß doch auf ihre Nerven Rücksicht nehmen und sie vorbereiten."

„Das ist auch mein Gedanke," versicherte Proch, „und darum habe ich gewünscht, zuerst mit Ihnen zu sprechen. Aber lange kann man die Sache nicht hinausschieben, und ich würde Sie daher ersuchen, nachsehen zu lassen, ob Frau Gredner noch nicht

erwacht ist, damit nicht etwa von anderer Seite ihr etwas zu Ohren komme, was —“

„Ich verstehe, ich verstehe — aber da können Herr von Proch sicher sein — Frau Schuselka, darf ich Sie bitten?“ rief er und ging in Begleitung der beiden Herren dem Brunnen zu. „Ist die gnädige Frau schon auf?“

„Habe ich schon gesagt, daß sie noch schläft, bitte!“ lautete die sehr unfreundliche Antwort.

„Oder etwa Fräulein Hanka?“ meinte der Verwalter. „Es wäre vielleicht doch besser, zuerst — die Herren sind in sehr ernster Angelegenheit hier!“

„Na, was wird sein? Gehen Sie auch zur gnädigen Frau — geben wir doch nicht her, hab’ ich schon gesagt. Wir werden sich nicht umstimmen lassen!“

„Es handelt sich aber um sehr Ernstes, Frau Schuselka,“ wiederholte der Verwalter.

„Handelt sich um das Kalb, hör’ ich; da wird nichts daraus!“

„Nein, Frau Schuselka, um den Herrn Lieutenant!“

„Was, um unsern jungen Herrn? Aha, steckt er wieder in Verlegenheiten und soll darum das Kalb verkauft werden! Aber, bitte, aufwecken werde ich darum Gnädige nicht, braucht sie Schlaf und Ruhe,

hat sie Sorge genug, sollten Sie wissen, Herr Leitermann!“

Proch hatte ein paar Worte ganz leise zu dem Verwalter gesagt, und dieser fuhr, wie wenn ihn ein Schlag getroffen, zurück und faltete zitternd die Hände.

„Frau Schuselka,“ stotterte er, kaum seiner Stimme mächtig, „es muß — es muß sein — hören Sie — es muß — sonst gehe ich selbst!“

„Jeschisch Maria,“ kreischte sie nun auf, „der junge Herr wird doch nicht selber verkauft haben! Das darf nicht sein! Gilt nicht!“

Proch sah, daß es nicht möglich war, die halsstarrige Frau von ihrer vorgefaßten Meinung abzubringen. Er mußte ihr schon unumwunden den Zweck seines Hierseins erklären.

„Es ist ihm ein Unfall zugestoßen,“ sagte er, doch da er zögerte, fortzufahren, fiel ihm der Verwalter, um ihn am Weitersprechen zu verhindern, mit hastigem Eifer ins Wort: „Er ist krank, Frau Schuselka — schwer krank!“

Diesmal schrie sie nicht auf; sie schlug beide Hände zusammen und lief, alles im Stich lassend, ins Haus.

Der Verwalter suchte seine Einmengung zu rechtfertigen.

„Man darf ihr nicht alles sagen,“ äußerte er leise, „sie ist im stande und — und die Gnädige könnte den Tod davon haben. Sie verzeihen, Herr von Proch, aber mir schwanken selber die Kniee.“

Er ließ sich auf den Rand des am Brunnen für das Vieh angebrachten Troges nieder; es war wohl zu glauben, daß ihn seine Beine nicht trugen, denn seine Hände klammerten sich zitternd an das Holz und sein Gesicht war kreidebleich.

Der Lieutenant wendete sich nun und ging ein paar Schritte weiter, vielleicht nur, um die Thräne nicht sehen zu lassen, die für die Wimper zu schwer geworden war, und Proch vermochte ein starkes Frösteln nicht zu unterdrücken. Einzig mit einem stummen Wink dankte er ablehnend, als der Verwalter, dadurch aufmerksam gemacht, seine eigene Aufregung vergessend, fragte, ob er den Herren nicht einen Schluck Wein anbieten dürfe. Auf den Ausruf, wie es denn nur so rasch gekommen, mußte er aber doch Rede stehen.

Er that es ausführlich, obwohl nur mit kurzen Sätzen, zwischen denen öfter längere Pausen lagen. War er doch selbst noch zu mächtig bewegt, als daß er bei der Erzählung nicht alles neuerdings mit durchlebt hätte.

In dem Momente, wo er den jungen Reiter samt seinem Pferde verschwinden sah, war jedes andere Gefühl, mochte es ihn kurz zuvor noch so gewaltig durchflutet und sein ganzes Handeln und Denken bestimmt haben, urplötzlich wie ausgelöscht gewesen, er hatte nur noch eins im Sinne, dem in die Tiefe Gestürzten hilfreich beizuspringen, und die Teilnahme für dessen Geschick blieb zunächst auch weiterhin die herrschende Empfindung in ihm.

Es stand immer noch das eine Bild vor ihm, wie der Wald und die Schlucht durch den aufflackernden Schein der von Graf Zarecki mit einem Zündhölzchen in Brand gesteckten Späne des Zimmerwerks mit einemmale in rotem Lichte zu flammen schienen und er den Regungslosen mit aufwärts gekehrtem Gesicht unter dem schweren Körper des Pferdes liegen sah. Und in seinen Ohren tönte noch immer das lange, schmerzliche Gestöhn des Tieres, das sich wälzte und mit seinem gebrochenen Fuße vergeblich aufzurichten suchte.

Die Bemühungen darauf, den Gestürzten von der Last zu befreien, ihn hervorzuziehen, das Erscheinen der herbeigeeilten Leute, das Rufen und Schreien, der Schuß, mit welchem Rittmeister Radowitsch den Leiden des Pferdes und den gefährlichen

Bewegungen desselben ein Ende machte, das Emporfördern des scheinbar Leblosen, die Rückkehr nach Waldhaus wie in einem Leichenzuge, das alles hatte seine grellen Farben in der Erinnerung behalten wie ein wüster Fiebertraum. Und dabei war es zuweilen gewesen, als ob er ihn wirklich nur träumte, als ob er es selber sei, den man da aus der Tiefe heraufholte, den man da bei Fackelschein auf einer Bahre aus Fichtenreisig nach Hause trug. Hinter diesen fahlen Lidern die erstarrten Augen mußten eigentlich die seinen sein, diese totenbleichen Züge seine eigenen. Wie kam es denn nur, daß dies lebensfrohe Herz unter dem blauen Waffenrock an der Stelle des ausgebrannten, lebenssatten in seiner eigenen Brust erstarren sollte?

Sofort nach der Ankunft in Waldhaus hatte er seinen Wagen anspannen lassen, um den Arzt zu holen. Daß man den Geistlichen ja nicht vergesse, hatte Baron Schönbach hinzugesetzt und es endlich am zweckmäßigsten befunden, damit der Auftrag gewiß auch richtig ausgeführt werde, ihn selbst zu übernehmen und so das unheimlich gewordene Haus zu verlassen.

Der Priester war dann gekommen wie der Arzt, aber keiner von beiden fand Gelegenheit, mit Erfolg

noch einmal auf dies verflackernde Leben einzuwirken. Aus der tiefen Ohnmacht war der junge Mann zufolge der angewandten Mittel zwar erwacht, aber nicht zur Besinnung gekommen.

„Das Brust- und Schlüsselbein gebrochen," stellte Doktor Fischer bei der Untersuchung fest, „die Lunge offenbar schwer verletzt, eine innere Blutung, Gehirnerschütterung dazu."

Er traf allerlei Anordnungen, jedoch sein Achselzucken, seine teilnehmend ernste Miene drückten keinerlei Hoffnung auf deren Erfolg aus.

Stunden um Stunden vergingen noch, während welcher der Leidende zwischen Leben und Tod schwebte; als aber der Tag zu grauen begann, that er den letzten Atemzug. Er war dahingegangen.

„In die Sonne," sagte Proch mit einem Blick nach den Scheiben, durch welche das erste Morgenlicht in sein nunmehr zum Sterbegemach verwandeltes Schlafzimmer fahl und frostig hereindrang.

Stumm, fast bewegungslos war er lange an dem Bette gesessen, die langsam erkaltende Hand des Verscheidenden in der seinen, und immer tiefer hatte sich dabei sein Haupt gesenkt. Jetzt stand er auf und trat langsam an das Fenster.

Da legte sich ein Arm traulich um seine Schulter.

Es war der Doktor, der warmen Gefühls zu ihm sprach:

„Mein lieber Hermann, warum nehmen Sie sich's so zu Herzen? Ein trauriger Fall, aber Sie tragen ja keine Schuld daran."

„Wissen Sie das sicher?"

„Kein Mensch kann Ihnen den Vorwurf machen!"

„Ich selber mache mir ihn und Sie fühlen, warum, sonst würden Sie mir ihn nicht auszureden suchen."

„Eine zu weit gehende Empfindlichkeit —"

„Ich bin nicht dafür bekannt," wehrte Proch, bitter lächelnd, ab. „Lassen Sie das, Doktor. Es ist ja alles bloß Ursache und Wirkung, nur ging der Schluß hier einmal fehl. Oder glauben Sie auch da an einen Zweck? Warum hat denn der dort meinen Platz mir weggenommen?"

„Welche Reden!"

Aus den Augen des Greises sprach mehr Bestürzung als Tadel, aber es fiel kein Wort mehr zwischen beiden.

„Gott hab ihn selig! Ein schöner Reitertod!" hatte der Rittmeister gesagt und mit dieser Grabrede dem Zwiegespräch der beiden ein Ende gemacht.

Er verlangte etwas Kräftiges, das elende Gefühl

müsse aus dem Magen heraus, das Blut sei ja ganz eingefroren.

Und nun war der Hausherr wieder in Anspruch genommen und mußte sorgen, bis seine Gäste im Wagen saßen. Ihm blieb die schwerste Pflicht überlassen. Man hatte in der Nacht erst vergessen und dann gezaudert, die Mutter des Sterbenden herbeizuholen, man hatte ihr das Schrecklichste ersparen wollen — jetzt mußte sie doch in Kenntnis gesetzt werden. Und zu diesem Zwecke hatte der Major auch Lieutenant Reimer beurlaubt, vielleicht tröstete sein Anblick die arme Frau, er war ja der beste Freund ihres Sohnes gewesen, er kannte die Schwester und fühlte sich heimisch in der Familie und dem Hause, sicherlich wurde ihm schon von vornherein Vertrauen entgegengebracht.

Diese Annahme erwies sich auch als richtig. Während Proch noch mit dem Verwalter sprach, zu dem er sich auf den Brunnenrand gesetzt hatte, kam plötzlich wie eine weiße Taube ein Mädchen aus dem Hause geflattert, so schnell und überraschend, daß sie vor Reimer stand, ehe derselbe sich noch zu einem Gruße gefaßt hatte.

„Was ist geschehen? Sprechen Sie, sprechen Sie!“ kam es fast atemlos über die feinen, bleichen Lippen.

„Fräulein Hanka —" versuchte er zu beginnen, aber die so Angesprochene faßte die Hand, welche er zum Mützenschirm erheben wollte, fest am Gelenk.

„Reden Sie! Es hat ein Unglück gegeben!" drängte sie, sein farbloses Gesicht mit ihren großen schwarzen, entsetzten Augen verzehrend. „Mein Bruder ist schwer verletzt. Er braucht Pflege. Man soll sogleich anspannen. Leitermann, besorgen Sie den Wagen!"

Sie hatte das dem Verwalter nur über die Schulter zugeworfen, ohne den andern Anwesenden zu beachten, und wendete sich sofort wieder an den jungen Lieutenant.

Dieser aber blickte sie mit solcher Niedergeschlagenheit und zärtlichen Wehmut an, daß alles in seinen Zügen geschrieben stand, was er nicht auszusprechen vermochte. Und sie hinwieder verstand diese stumme Mitteilung.

Sie ließ seinen Arm fahren und drückte die Hände jäh auf ihr Herz.

„Er ist tot!" ächzte sie, sah ihm noch einmal voll Schreck und Verzweiflung in die Augen und schlug dann die Hände vors Gesicht.

„Fräulein Hanka," sagte er abermals, unfähig, etwas anderes hervorzubringen, und legte den Arm

sacht um die Schwankende. Die schüchterne, zärtliche Berührung mußte sie jedoch vollends überwältigt haben, denn sie lehnte sich aufschluchzend an seine Brust und legte den in ihre Hände vergrabenen Kopf auf seine Schulter.

Es war eine rührende Gruppe, diese beiden jungen, tief im Herzen betrübten Menschenkinder, die bei einander in ihrem Weh Zuflucht suchten, und Proch konnte sich einer schmerzlichen Bewegung beim Anblick dieses armen, weinenden Mädchens nicht erwehren und wollte sich, von Mitleid getrieben, demselben nähern, aber eine Hand legte sich schüchtern auf die seine und hielt ihn zurück.

Unterdessen hatte sich die Schluchzende auch wieder aufgerafft, mit nassen Augen, doch entschlossen sah sie zu Reimer auf.

„Kommen Sie mit, ich muß alles, alles wissen!" sagte sie hastig und mit Nachdruck, der beinahe etwas Gebieterisches hatte, und führte ihren Begleiter an der Hand rasch ins Haus.

„Lassen Sie nur, es ist so am besten!" flüsterte der Verwalter Proch zu, und dieser begriff und nahm still seinen Platz an dessen Seite wieder ein.

Erst als sie beide nun allein waren, verriet ein leiser Ausruf seine Teilnahme.

„Das arme, arme Kind!"

„O, sie erträgt's," sagte Leitermann, die Hand hebend und wieder auf sein Knie fallen lassend, „Sie sehen, sie hat ein mutiges Herz; aber arm, das wohl, recht arm! Sie wird auch noch ihrer Mutter tragen helfen müssen, und das — dürfte schwer genug sein, wenn alles zusammenbricht."

„Wieso?"

„Je nun — wie eben ein Haus, das noch eine Weile zur Not gehalten, eines Tages zusammenfällt, wenn der Wurm alle Stützen und Tragbalken zerfressen hat."

Er seufzte, und überrascht fragte Proch:

„Sollte es hier so weit sein?"

„Sehen Sie sich um," sagte Leitermann und nickte mit melancholischem Lächeln vor sich hin, während Proch der wohl nur figürlich gemeinten Aufforderung, ohne recht zu denken, Folge leistete und dabei erst des thatsächlichen Zustandes hier gewahr wurde.

Der ganze Hof machte den Eindruck tiefer Verwahrlosung. Nicht daß etwa die Reinlichkeit gefehlt hätte, die vermißte man ebensowenig wie die Ordnung, ja, es schien, daß beide fast zu weit getrieben waren, da sich nicht einmal jene unvermeidlichen

Ablagerungsstätten und Anlagen entdecken ließen, auf die der Oekonom sonst stolz zu sein pflegt. Es standen keine Ackergerätschaften umher, und auch das gackernde und schnatternde Volk, das einen Hof wohl belebt, aber auch Spuren seines behaglichen Dahinlebens hinterläßt, war nur ganz spärlich vertreten, fast nur in dem Maß, als es benötigt wurde, das Gras abzuweiden, welches überall zwischen den Steinen des rings herumlaufenden Pflasters hervorwuchs und den einst gekiesten Mittelraum vollends überwucherte. Dennoch verstärkte sich dieser Eindruck der Oede und Vernachlässigung, den man schon auf den ersten Blick empfing, bei aufmerksamerer Betrachtung noch mehr.

Von den Mauern war stellenweise der Mörtel abgefallen, große Flecken, von der Feuchtigkeit herrührend, zogen sich unschön über die Wände der Ställe hin, in den Dächern klafften hier und dort Lücken, ja sogar am Hauptgebäude hing einer der grünen Sommerläden des Oberstocks, vom Winde zerrissen, in der Angel, während aus manchem Fenster der Nebengebäude die Scheiben ganz abhanden gekommen waren. Seit langem hatte hier keine nachbessernde Hand gewaltet, eine gewisse Ergebung in den allmälichen Verfall, die nicht einmal

mehr den Schein zu retten sucht, gab sich kund, und in diese Resignation schien auch der Mann versunken, dem hier die Leitung des Gutes anvertraut war. Seine müde Haltung, sein melancholischer Blick, selbst seine tonlose Stimme verriet dieselbe.

„Es ist eigentlich unrecht, daß ich so rede," klagte er sich wehmütig selbst an, „ich, der ich für das Haus noch einstehen muß, so lange es möglich ist; aber du mein Gott, wie soll man denn aufrecht halten, was ganz vermorscht ist! Der Anstrich thut's nicht. Es hilft doch nichts mehr."

„Sie wollen sagen, weil der Erbe und künftige Herr, das Haupt der Familie, tot ist? Der Streich, der ihn getroffen, fällt auch noch andere Existenzen."

„Sie meinen?" fragte Leitermann, verwundert aufblickend.

In der bittern Weise Prochs hatte eine Selbstanklage mitgeklungen und sie verschärfte sich noch, als er jetzt seine Auffassung weiter ausführte.

„Eine unselige Stunde, ein unseliger Anlaß, welche diese hoffnungsvolle junge Manneskraft vernichtet haben, die noch Rettung hätte bringen können!"

„Ach so! Nein!" erwiderte der Verwalter mit trübseligem Kopfschütteln. „Dazu hatte der nicht die Art. Gott hab ihn selig, und es ist ja sehr

traurig, in so jungen Jahren sterben zu müssen; aber wenn er am Leben geblieben wäre, die Sache wieder ins Geleis zu bringen —"

„Ist sie denn so tief verfahren? Wie kann das sein? Die Familie galt doch für wohlhabend, der alte Gredner war ja sogar eine Autorität in der Landwirtschaft —"

„Ja, ja, hat ihn aber auch gehörig gekostet. War alles teuer bezahlt, was wir produzirten und ausstellten. Investationen, wie der selige Herr meinte, die mit der Zeit erst Zinsen tragen müßten. Neue Viehschläge, neue Bodenbearbeitung, neue Samen, Seidenzucht, Brennerei, chemische Experimente und so weiter, was wurde hier nicht alles eingerichtet und versucht! Aber der Mensch stirbt weg und erlebt nicht die Ernte, für die er gesät. Und wie hätte er geschaut, wenn er sie erlebt hätte, der selige gnädige Herr! Gar nicht geglaubt hätte er daran, er war so eine sanguinische, zuversichtliche Natur, gerade so wie sein Sohn, der Herr Lieutenant, der wollte auch nie hören, wenn ich etwas sagte, und ich hieß bei ihm nicht anders als die ‚alte Jammereule'. Und doch habe ich alles vorausgesehen, wie's kommen wird. Was ist uns von all der Herrlichkeit und der Musterwirtschaft geblieben?

Ein paar verwilderte Maulbeerbüsche im Garten, die Beeren draußen auf den Ebereschenbäumen, und zu der Mutterkuh — das saugende Bernerkalb, in den Schuppen aber ein Haufen von Gerümpel, altem Eisen, verrosteten Pflügen und Maschinen."

„Sie benützen dieselben doch noch, die Felder zu bebauen?"

„Auch die Maschinen wollen bedient sein, Herr. Woher sollen wir die Leute nehmen? Und dann, der Boden muß gedüngt werden, unsere Ställe aber sind leer, und die teuren Chemikalien — ja, wenn wir das Geld hätten! Da war nichts anderes zu machen, als die Gründe parzellenweise an die Bauern zu verpachten. Was sie zahlen, ist immer noch besser, als was die Zuckerfabrik an Pacht dafür geboten hat. Herr Bachschneider möchte uns eben drücken und spekulirt darauf, das ganze Gut anzukaufen. Bis jetzt hat es der Vormund der Kinder — der Bruder unserer gnädigen Frau — glücklich noch verhindert, so wenig er sich sonst auch um die Wirtschaft kümmert, aber davon hat er uns doch zurückgehalten, das Anwesen zu verschleudern; am Ende aber — was wird übrig bleiben? Als der alte Herr starb, war schon kein Kapital mehr vorhanden, es standen Hypotheken auf dem Gute,

seither sind sie immerfort gewachsen — es wird nicht mehr zu halten sein. Es ist bergab gegangen mit dem Riedhof von Jahr zu Jahr, und ich denke oft, daß ich's nicht so mit ansehen hätte können und fortgegangen wäre, wenn meine liebe Frau noch am Leben wäre. Aber so — von dem Haus mich trennen, wo ich so glücklich mit ihr gelebt — und dann, ich hab' auch den Jugendmut und die Thatkraft nicht mehr, mir ein neues — freilich wenn's zum Krachen kommt, muß es wohl sein — aber am Ende ist es ja gleich, in welchem Winkel man verfault — so lange ich noch glaube, hier etwas nützen zu können, will ich auch auf meinem Platz aushalten."

In eigentümlicher Bewegung sah Proch auf den gebeugten Mann mit dem melancholischen Blick und dem festen Glauben dabei, doch noch zu etwas nütze zu sein. Wie merkwürdig, dieses zähe Pflichtgefühl bei allem Verzagen! Er fühlte etwas wie Beschämung, und um sie zu bekämpfen, fragte er:

„Sie hoffen also doch noch?"

„Hoffen? Worauf?"

Dieses „Hände in den Schoß legen" ging ganz wider Prochs Natur. Die Schwäche reizte ihn und fast heftig rief er aus:

„Aber da muß doch etwas geschehen!“

„Was soll geschehen?“ entgegnete Leitermann matt, die Achseln zuckend. „Gerade jetzt trifft sich's auch noch, daß der Herr Vormund krank ist, und wie ich höre, sogar schwer. Auf die letzte Anfrage hat er gar nicht mehr geantwortet. Es ist, als müßte alles zusammenkommen!“

Er wollte weiter sprechen, aber ein gellender Schrei, der aus dem Hause drang, schnitt ihm das Wort ab.

„Hören Sie?“ murmelte er. „Nun hat's die gnädige Frau dennoch erfahren. Das wird ein Jammer werden!“

Proch war aufgestanden. Er bekämpfte eine Regung der Zaghaftigkeit, die ihn zurückhalten wollte.

„Ich werde nun doch hinauf müssen,“ sagte er, sich selbst anspornend, „dazu bin ich ja hieher gekommen!“ Und sich stählend gegen den Eindruck, der ihm bevorstand, wenn er seine schwere Aufgabe erfüllte, machte er sich in Begleitung des Verwalters auf, der ihm den Weg wies.

Schon auf der Treppe hörten sie ein heftiges Kreischen, aber es war nur das Hausmädchen, das weinend an ihnen vorbeistürzte, um in der Küche unten und im Stalle drüben die schreckliche Neuigkeit

zu verkünden, die sie wohl durchs Schlüsselloch vernommen haben mochte. Den erschütternderen Schmerz aber traf Proch erst, als er von dem obern Korridor, das weit offenstehende Frühstückszimmer durchschreitend, in die ihm vom Verwalter nach einem unbeantwortet bleibenden Pochen geöffnete Thür trat.

Er sah auf dem Fußboden vor sich an der Schwelle des gegenüberliegenden Eingangs eine hingestreckte weiße Gestalt, an deren Seite Hanka kniete. Es war ihre Mutter, die noch im Nachtgewande, wie das Entsetzen sie aus dem Bette gerissen, in das Wohngemach herübergestürzt und da zusammengebrochen sein mußte. Aechzend und schluchzend wand sie sich in Krämpfen auf der Erde.

Ueber sie gebeugt stand Frau Schuselka, mit einem Fläschchen und einem Löffel in der Hand.

„Warum sagen Sie, daß er nicht tot ist?“ hörte Proch sie eben mit einer Härte, die nicht bloß in ihrer Stimme lag, zanken. „Er ist tot! Umgebracht hat man ihn!“

„Aber ich bitte Sie —“ versuchte Lieutenant Reimer, der etwas weiter weg fassungslos am Fenster stand und an den sich ihr Widerspruch gerichtet hatte, beschwichtigend einzuwenden, doch sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„O, hab' ich alles gehört, bitte! Ist gar nicht schön, daß man der Gnädigen nicht die Wahrheit sagen will. Eine Mutter hat ein Recht darauf, zu weinen an der Leiche ihres Kindes, das man umgebracht hat — ja, umgebracht. Bitte, ist schon das nicht in Ordnung, daß eine Mutter weiterschlafen soll, und es stirbt während dessen ihr Kind und kann sie ihm gar nichts Liebes thun mehr in letzter Stund'. Aber so nehmen Sie doch einen Löffel, Gnädige, arme, arme Gnädige, wird Ihnen gut thun, bitte!“

Es war natürlicherweise unmöglich, der sich unruhig Herumwerfenden, die bei jedem der mit der Wucht von Keulenschlägen auf sie zurückfallenden Worte der in ihrem Mitleid grausamen alten Dienerin von neuem zusammenzuckte und herzzerreißende Klagetöne ausstieß, von dem Opiate einzuflößen, und die Bemühungen, dies zu erzwingen, machten den Zustand der Leidenden nur schlimmer.

Proch konnte diese verkehrten Versuche nicht länger mehr ansehen, ein paar Schritte vortretend, sagte er mild und mit gedämpfter Stimme: „Es wäre am besten, sie jetzt ganz in Ruhe zu lassen.“

Wie eine Furie warf sich Frau Schuselka, die ihn jetzt erst ersah, ihm entgegen.

„Wie unterstehen Sie sich?!“ schrie sie. „Was wollen Sie da? Was reden Sie?! Soll die Gnädige vielleicht auch noch sterben? In Ruhe lassen — nichts eingeben! Sind Sie vielleicht ein Arzt? Wie kamen Sie überhaupt herein? Muß ich bitten!“

„O, mein Ernst!“ ächzte die Kranke, aber die Keiferin ließ sich in ihrem rauhen Wortschwall nicht unterbrechen.

„Ist das unverschämte Keckheit, sich da einzudrängen! Gerade Sie, der doch schuld sind an allem, hör' ich! Haben Sie ihn aufgehetzt zuerst und dann hinuntergestürzt, weil Sie ihm haben zugetrunken, hör' ich. Ohne Sie wäre er gestern abend zu uns gekommen und leben könnte er jetzt noch!“

„Aber ich bitte Sie!“ raffte sich Reimer nun doch aus seiner ratlosen Haltung auf. „Das ist ja nicht der Fall, das hab' ich auch gar nicht gesagt. Herr von Proch hat im Gegenteil ausdrücklich abgelehnt und wollte nichts davon wissen, daß —“

„Wissen wir schon! Hilft einer dem andern!“ fuhr ihm Frau Schuselka heftig in die Rede.

Die Leidende stöhnte schmerzhaft auf.

„O, er soll gehen! Ich kann ihn nicht sehen!“ kam es stoßweise von ihren Lippen, und zuckend legte sie die Hand über die Augen.

„Mutter, Mutter, fasse Dich!“ sprach ihr die Tochter, selbst in Thränen, liebevoll zu und suchte sie zu stützen und aufzurichten.

Proch sah, daß ihre Kraft dazu nicht ausreichte und trug seinen Beistand an.

„Mein Fräulein, darf ich nicht behilflich sein?“ bat er so sanft, als seine tiefe Stimme es zuließ. „Wenigstens auf den Diwan sollten wir sie legen.“

Aber so wohlmeinend der Rat auch war, er fand doch keine dankbare Aufnahme. Hanka erhob sich plötzlich und wandte sich mit zürnender Geberde zu ihm um.

„Gehen Sie!“ rief sie ihm befehlend und vorwurfsvoll zu. Die Stimme bebte wundersam und die weichen Lippen zuckten. „Hören Sie denn nicht, daß die Mutter Sie nicht sehen will? Sie können nicht mehr gut machen, was geschehen! Wollen Sie hier noch mehr Unglück bringen?“

Sie war imponirend mit ihrer gebieterischen Haltung und Gehorsam fordernden Rede und doch in allem Schmerz und Unwillen nicht unweiblich. Ein schräg durchs Fenster hereinfallender Strahl der Morgensonne umwob sie mit seinem goldigen Glanz. Wie eine Statue des Engels stand sie jetzt vor ihm, der die ersten Menschen hinauswies in die

Welt der Reue und der Sorge. Nur in den Augen war Leben, aus ihnen sprachen Unwillen und Leid. Eine Sekunde hielt er dem strafenden Blicke stand, dann aber senkte er langsam den Kopf.

„Sie befehlen, mein Fräulein, und ich füge mich in dieser schweren Stunde," sagte er leise und zog sich rücksichtsvoll zurück.

Sofort kam ihm auch der Lieutenant nach.

„Ich glaube, wir sind hier überhaupt überflüssig," meinte er noch immer verlegen. „Es ist ganz umsonst, was ich auch sage, man will gar nicht hören. Dieses hartnäckige Weib, das gegen unsere Absicht die Mama weckte und ohne alle Vorbereitung mit der Nachricht überfiel — es ist entsetzlich! Wir können hier nichts thun, helfen kann da der Arzt allein, den wollen wir schicken."

Proch blieb stumm, und so schritt er der Treppe zu. Bis auf dieselbe tönten ihnen die Schreie nach und der schneidende Wehruf: „Mein Ernst! O Gott, mein Ernst!"

Viertes Kapitel.

Tief in Gedanken versunken lenkte Proch sein Gespann in den ersten Stunden des Nachmittags, zum zweitenmal seit diesem Morgen, von der Stadt heimwärts, als ihn bei der Wegbiegung an der Waldecke, wo man Waldhaus schon vor sich hatte, sein neben ihm sitzender Kutscher aufmerksam machte.

„Dort hält der Seldschitzer Wagen, gnädiger Herr!“

Er sah von den Pferden, über die er träumerisch hingeschaut, auf und erblickte nun ebenfalls den ihm wohlbekannten Landauer, dessen Hinterdeck jedoch aufgeschlagen war und es ihm so unmöglich machte, wahrzunehmen, wer in demselben saß. Er mußte eben erst von der entgegengesetzten Seite gekommen sein, denn der Jäger trat gerade in diesem Augenblick eilfertig aus dem Thor, um eine ihm schon von weitem zugeworfene Frage zu beantworten.

Die verlangte Auskunft erteilte er zuerst kopfschüttelnd, dann aber mit einem leichtverständlichen Winke nach dem heranrollenden Wagen, den er nunmehr gleichfalls erblickt hatte. Nach einer Minute brachte Proch denselben neben dem bereits haltenden zum Stehen.

Seine Ueberraschung war nicht gering, als er außer Herrn Bachschneider auch noch zwei Damen, die in der Tiefe zurückgelehnt saßen, erkannte, doch sprang er sofort ab und näherte sich, zum Gruße seinen Hut ziehend, höflich dem Schlage, während Bachschneider ihm unter lebhaften Geberden zurief:

„Na, da ist er ja. Hier habt ihr ihn!“

„Ich muß annehmen,“ sagte er ernst und gemessen, „daß die Nachfrage der Herrschaften mir galt. Womit kann ich dienen?“

„Ach, dieses Unglück!“ seufzte die eine der beiden Damen hinter ihrem Schleier, aber sofort beugte sich auch schon die andere vor, und ihre hellen, glänzenden Augen wie in verlegener Scheu ein wenig hinter den Wimpern versteckend, öffnete sie ihre schmalen Lippen zu einem leisen, spöttischen Lächeln, das dem zarten, nicht ganz regelmäßigen Gesichtchen einen prickelnden Reiz verlieh.

„Sie wissen ja,“ sagte sie mit hoher, lautklingender Stimme, „daß Mama keine Ruhe findet, bis sie sich nicht an Ort und Stelle überzeugt hat.“

„Na, na, Du bist auch nicht gerade die letzte dabei gewesen!“ strafte sie der Vater scherzhaft.

„Ich wollte doch auch den armen Gredner sehen. Er war ein so hübscher, eleganter Offizier!“ verteidigte sie sich, und die Mama seufzte abermals, indem sie die Hände sanft zusammenlegte:

„Er muß eine schöne Leiche sein!“

Prochs Stirne furchte sich, doch sein kalter, respektvoller Ton verriet nichts von seinen Empfindungen.

„Ich bedaure, die Damen enttäuschen zu müssen,“ äußerte er. „Man hat den Toten nach der Stadt gebracht, ich habe ihn begleitet und komme eben von dort zurück.“

„Nach der Stadt? Aber warum denn?“ fragte Bachschneider.

„Die Kameraden wollten nicht darauf verzichten, ihm ein militärisches Begräbnis mit allen Ehren zu teil werden zu lassen, auch befindet sich ja dort die Familiengruft, in der schon sein Vater beigesetzt ist, und darum hat man den Verstorbenen auch nicht nach dem Riedhof überführt.“

„Ach, wie schade!“

„Aber, Mama!“ fiel die Tochter auf diesen Ausruf ein. „Denkst Du denn nicht, wie dies Frau Gredner angegriffen hätte, wenn man ihr den Sohn in diesem Zustande —“

„Ja, ach ja, die arme Frau! Meine Cousine Lina hat auch der Schlag gerührt, als man ihren Mann tot ins Haus brachte, er war im Duell gefallen. Diese abscheulichen Duelle! Und die Baronin Lindenberg, die Witwe des Generals meine ich, und ich war selbst dabei, als ihr lieber kleiner Fips überfahren wurde —“

„Also ein militärisches Begräbnis,“ schnitt die Tochter ungeduldig diese Mitteilungen ab; „da werden wohl alle Herren des Regiments kommen. Das wird sich stattlich ausnehmen.“

„Gewiß!“ entgegnete Proch, sich leicht verneigend, und diesmal klangen seine Worte doch ein wenig herber. „Da aber mein Haus nun leer ist und unter solchen Umständen schwerlich noch etwas bietet, was des Besuches wert wäre, so darf ich die Herrschaften wohl kaum bitten, auszusteigen und mir die Ehre zu schenken —“

Das war verständlich genug, kam aber den Insassen des Wagens nicht ganz gelegen.

„Sie zürnen!“ flüsterte das Mädchen, und

indem sie einen unbeschreiblichen Blick auf ihn heftete, lehnte sie sich langsam zurück.

Der Papa hingegen erklärte kurzweg, das mache nichts, bleibe ja noch die Schlucht, seine Frau bestehe auf dem Lokalaugenschein.

„Und unterdes habe ich mit dem Vorsteher drüben im Orte zu sprechen,“ setzte er hinzu. „Nur ein paar Worte, bin gleich wieder da. Nehmen Sie mir die beiden nur ab, in einer Viertelstunde befreie ich Sie wieder. Man muß die Zeit ausnützen.“

„Ob das Herrn von Proch nicht zu lange ist?“ bemerkte seine Tochter, und Proch konnte auf diese Koketterie nicht umhin, den Schlag zu öffnen, das wenigste, was sich thun ließ.

„O ja, in die Schlucht,“ seufzte Frau Bachschneider, die auf ihrem Sitze schon unruhig hin und her gerückt war, erlöst auf. „Aber — aber ein wenig muß ich mich doch noch ausruhen, es hat mich zu sehr alterirt.“

„So treten Sie auf einen Augenblick bei mir ein,“ fügte sich Proch.

Er half der dicken und schwerfälligen Frau heraus und bot dann mit einigem Widerstreben, aber doch den Einflüssen seiner Erziehung gehorchend, auch der Tochter die Fingerspitzen, in der Erwar=

tung, daß sie den Dienst nicht annehmen werde. Sie jedoch ergriff nicht nur diese, sondern die ganze Hand, welche unter der Berührung fast zurückzuckte, und es war sogar ein Druck, den er empfand.

Sie stützte sich, indem sie herabsprang, auf ihn, sah ihn fest an und sagte leise:

„So bieten Sie mir denn doch die Hand. Ich danke Ihnen. Warum sollten wir auch nicht Freunde sein?“

Auf diese Frage blieb Proch die Antwort schuldig. Was ihn bewegte, war nicht Stolz, wie gestern noch. Die Nacht hatte diese Regung ausgelöscht.

Er bot der Mutter den Arm und überließ es der Tochter, ihnen zu folgen. Diese aber sprang, von einer Laune erfaßt, voran.

„Ich will doch sehen, ob ich den Weg noch weiß!“ erklärte sie übermütig und eilte, während ihr Vater schon davonfuhr, ins Haus.

Sie war bereits in einen der Lehnstühle eingenistet, als die beiden anderen das Wohnzimmer betraten.

„Ach, wie gemütlich es doch hier ist!“ rief sie, den Kopf auf die Seite legend, und schloß wie ein schläfriges Kätzchen die Augen halb.

„Ja, da atmet man Waldluft,“ bestätigte ihre

Mutter, doch klang es weniger wie Zustimmung als wie Tadel, „nicht wie bei uns in Seldschitz den häßlichen Brodem aus der Fabrik. Siehst Du, Gisela, ich habe es immer gesagt, das hier ist in Wirklichkeit eine Sommerfrische, und wenn Du auf mich gehört hättest und nicht immer Deinen eigenen Willen haben müßtest —“

„Nur keine Vorwürfe, Mama! Siehst Du, Hermann — ah, Pardon, ich bin noch nicht gewöhnt“ — und in einer leichten Befangenheit lächelnd, wozu das schelmische Aufblitzen der Augen allerdings nicht recht stimmte, fuhr sie, zu scherzhafter Feierlichkeit übergehend, fort: „Herr von Proch verschont mich auch damit.“ Nunmehr in vollem Lachen ihre etwas großen, aber schönen Zähne zeigend, nickte sie ihm freundlich zu: „Das ist gentlemanlike. Wozu denn eine Tragödie? Es ist ja immer besser, man macht ein Lustspiel daraus. Und wer weiß, es kann ja am Ende noch immer einen heitern Ausgang haben, ohne daß man sich darum — einer Sommerfrische für Mama wegen — heiratet!“

„Sie hat gar keinen Opfermut!“ klagte die Mutter.

„Nicht die leiseste Anlage! Wenn ich es doch

noch einmal dazu bringe — zu heiraten nämlich — obwohl es fast scheint, als hätte ich keine rechte Prädestination dafür — nun, wenn es dennoch geschieht, dann — thue ich es nur ganz allein für mich!"

Sie lachte abermals, ohne daß es ihr recht von Herzen ging, denn Proch blieb stumm, und das war doch eigentlich sehr — sehr ungalant. Nun ja, man hatte gestern einen Brief geschrieben, man hatte das Verhältnis abgebrochen, aber da nun doch von ihr wieder der erste Schritt geschehen — es blieb abscheulich von ihm, dieses Schweigen, dieser zur Schau getragene Gleichmut. War auch jedem Annäherungsversuche durch die vorgebliche Fahrt nach Karlsbad vorgebeugt worden, in anderer Weise hätte sich doch noch eine Begegnung ermöglichen lassen. Ein feuriger Liebhaber würde einen Vorstoß gewagt, eine Versöhnung erfleht, vielleicht sogar erzwungen haben. Sie war gestern nicht geneigt gewesen, sich durch Bitten oder Drohungen gar erweichen zu lassen, sie war der Sache überdrüssig. Nun wohl, gestern — aber zwischen gestern und heute lag eine Nacht und ein großes Ereignis. Heute wäre es denn doch möglich, daß sie sich durch eine kleine weibliche Schwäche von ihrem Entschluß abbringen ließ. Das

hätte ihm ja schon ihr Erscheinen verraten müssen. Warum blieb er dennoch so steif? Fühlte er sich also wirklich tief verletzt? Ei, das war ja im Grunde schmeichelhaft, er empfand den Bruch schwerer als sie, schwerer auch, als sie nach seinem Verhalten in den letzten Monaten geschätzt. Aber jetzt hätte er doch auch seine wiederaufdämmernde Hoffnung verraten, sich in einer gewissen leidenschaftlichen Erregung zeigen dürfen. Das würde sich hübsch machen, man konnte sich überraschen, ein Zugeständnis abringen lassen, und der Ausgleich war geschlossen. Wie reizend solch ein Friedensschluß, bei dem er sich unbedingt zur Tragung der Kriegskosten herbeilassen mußte; das stand außer Frage. Aber er machte doch gar keine Anstalten! War er denn thatsächlich so steifleinen, wie es heutzutage in der Herrenwelt Mode und wie gewisse Ritter derselben sich zu zeigen liebten, oder — war es nur eine Maske? „O, mein Herr, Sie sind doch nicht wohl gar stolz und lassen es darauf ankommen?“ Immerhin, in solchem Ausnahmsfalle ließ sich ja auch etwas daran setzen, namentlich in Anbetracht des leidigen Umstandes, daß man ihn einmal so verwöhnt hatte. Also sei es drum!

Und nachdem sie sich längst erhoben, huschte sie

hier und dorthin, spähte in jeden Winkel, besah sich all die großen Dinge und kleinen Sächelchen mit kindischer Neugier und that ganz so, wie bei ihrem ersten Besuch, den sie als Braut vor Monaten in ihrem künftigen Heim abgestattet. Sie schien sich auch heute hier schon zu Hause zu fühlen.

Indes hatte ihre Mutter den Hut gelöst von den gewellten blonden Haaren, die einst ihr Stolz gewesen und welche sie immer noch gerne zeigte, und ließ es sich gefallen, daß der Hausherr eine kleine Erfrischung für seine Gäste zu bringen befahl.

Auf ihrer Zimmerreise war Gisela auch zum Schreibtische gelangt. Ein wenig betroffen hielt sie an. Dort, wo damals ihr Bild hing, wie sie sich recht wohl erinnerte, war jetzt eine große Tafel angebracht, der bekannte Stich — der Kopf eines im Morgengrauen witternden Hirsches. Ein Ersatz, den Prochs Bursche aufgefunden und während des Herrn Abwesenheit auf eigene Verantwortung dazu verwendet hatte, die leere Stelle an der Wand mit der Spur des Schusses zu verdecken.

Eine kleine Grimasse verzog ihren Mund, als sie das Gesicht über die Schulter zurückwandte. Das versuchte Lächeln mißlang.

„Ich bin doch eigentlich leicht zu ersetzen!“ scherzte

sie, ohne jedoch die Mißlaune verletzter Eigenliebe verbergen zu können, und deutete dabei mit dem Sonnenschirme nach dem mächtigen Haupte des Zwölfenders. „Das ist freilich eine Passion, die ursprünglicher und tiefer in Ihrem Herzen wurzelt.“

So war denn doch ein Vorwurf gefallen und zwar — wie seltsam und unerwartet — aus ihrem Munde gegen ihn.

Sie kokettirte wirklich wieder mit ihm. Aber dies hatte nicht mehr die gewohnte Wirkung, es stieß ihn diesmal ab. Es war in ihm etwas anders geworden. Mit aller Ruhe, ohne jegliches Verlangen sah er diese schlanke Gestalt vor sich, deren elegante Gewandung so sehr darauf berechnet war, die Formen und all deren Reiz in ihrer elastischen Biegsamkeit und feinen Modellirung zur Geltung zu bringen. Sie war von ungewöhnlicher Größe und in der Haltung tadellos, wenn nicht zuweilen eine zu hastige Bewegung oder ein schlangengleiches Winden die Harmonie für einen Moment störte; doch erschien sie ihm heute unnatürlich mit dieser überfeinen Taille, diesen gepufften Achseln, diesem steilen Rücken und dem unruhigen Getändel der schmalen, langen Hände. Selbst wo der Kunst kein Anteil zugeschrieben werden konnte, fand er

Ausstellungen zu machen. So hoch aufgeschossen sollte keine Frau sein. Und auch das volle rote Haar, dessen Farbe er sonst pikant gefunden, erschien ihm in der Schattirung zu hell, es warf auf den feinen, aber blassen Teint einen Schein wie von hellflackerndem Feuer, statt ihn milde und sammetartig zu machen oder in sanftem Karmin zu erhöhen. Wie ganz anders zeigte sich heute die Empfänglichkeit seines Auges, oder war es der Vergleich, durch den das junge, hübsche Mädchen litt?

Unmittelbar hinter demselben, dort, wo eben noch der schreiende Hirschkopf mit seinem stolzen Geweih den Platz einnahm, den ihm das Bild der Braut hatte räumen müssen, stand plötzlich wieder die Statue des strafenden Engels, und alles Licht, von dem das Zimmer erfüllt war, schien sich in Strahlen auf diesem Punkte zu vereinigen, während Gisela in tiefem Dämmerschatten verschwand.

Eine klagende, hinschmachtende Stimme verscheuchte die Vision.

„Also hier ist es, wo die Wette abgeschlossen wurde? Wie ergreifend!" sagte Frau Bachschneider, die sich durch ihr Lorgnon das ganze Zimmer so aufmerksam angesehen hatte, als müßten irgendwo

noch Gespenster oder doch ein paar Blutspuren zurückgeblieben sein.

„Soll ich Sie lieber in ein anderes Zimmer führen?“

„Ach ja, ich möchte auch das sehen, wo er gestorben.“

„Ich glaubte — Sie meinten, es sei zu ergreifend —“

„Zu interessant, wollte Mama sagen!“ spöttelte Gisela. „Sie wissen ja doch, wie gern sie sich ein bißchen graut.“

„O, es ist doch nur die menschliche Teilnahme. Ich habe schon so Schreckliches erlebt, gerade in Wetten, so zum Beispiel —“

„Damals als Du das Vielliebchen verlorst und Du dem großen Davison einen Kuß geben mußtest, wobei Dich die rasirte Lippe so gräßlich stach, daß Du ihn heute, nach zwanzig Jahren, noch nicht vergessen hast?“

„O, diese böse Junge! Was man sich gefallen lassen muß! Ist sie nicht ein wahres enfant terrible?“

Der lächelnde Mund, der stolze Mutterblick forderten Proch heraus, ihrer Anklage zu widersprechen. Er unterließ dies aber.

Das alles that ihm weh. Er begriff nicht, wie man so scherzen und lachen konnte und Nichtigkeiten

plaudern hier in diesen Räumen, unmittelbar neben dem Gemach, aus dem man kaum erst den Toten entfernt; aber freilich, diese Leute hatten dem Unglück nicht in die hohlen Augen geschaut wie er, und sie hätten nicht einmal begriffen, womit sie ihn verletzt und was er ihnen doch übelnahm. So überging er denn die Bemerkung mit Schweigen, und erst als Frau Bachschneider nun abermals auf die Wette zurückkam und bejammerte, wie man nur ein Menschenleben zum Gegenstand einer solchen machen könne, ließ er sich von seiner Stimmung zu dem schwermütigen Ausrufe hinreißen:

„Hätte ich ahnen können, was geschah, ich wäre nie auf diese unheilvolle Idee eingegangen!“

„Ja wohl, ja wohl, man weiß nie, was geschehen kann,“ seufzte sie, und fuhr sogleich im Ton und mit der Miene eines Unglücksboten redselig fort, „das ist gerade, wie es mit meinem Neffen ging vor zwei Jahren. Ein wundernetter junger Mensch! Besucht einen Ball und tanzt vergnügt die halbe Nacht. Beim Cotillon ist eine Figur, wo die Herren über eine Schnur springen müssen. Eine ganz dünne Seidenschnur und ganz niedrig. Denken Sie nur, er springt und glitscht aus, fällt und bricht sich den Fuß. Sie können sich denken, wie untröstlich seine Mutter war!“

Proch sah im Geist eine andere Mutter und hörte sie schluchzen: „Mein Ernst, o, mein Ernst!“ Und wie ein kalter Hauch ging es durch seine Glieder.

Die Erzählerin, welche in solchen Berichten schwelgte und unerschöpflich war, hatte inzwischen einen neuen begonnen und zu Ende gebracht, ohne daß er ein Wort davon hörte, zum Schlusse sprang sie dann ganz unvermittelt wieder auf das jüngste Geschehnis über und ergriff dabei teilnehmend seine Hand.

„Das hätten Sie nicht thun sollen! Das hätten Sie nicht thun sollen, liebster Hermann! Ich verstehe, daß Sie die Verantwortung ganz niederdrückt. Es muß Ihnen ja sein, als ob Sie einen Mord auf der Seele hätten!“

„Aber Du hörst ja, Mama,“ fiel Gisela ungeduldig ein, „daß er auf die Proposition nur eingegangen ist und nicht den Anlaß dazu gegeben hat!“

„Dennoch ist es schrecklich! Man soll gar nicht eingehen. Es heißt ja das Opfer gewissenlos in den sichern Untergang locken.“

Nun aber erhob sich Gisela mit glänzenden Augen lebhaft von dem Sitze, den sie wieder eingenommen hatte.

„Nein, Du sprichst aber wirklich wie ein alter Kapuziner, Mama!“ rief sie aus. „Da dürfte man

ja gar keine Rennen mehr halten und kein Wagnis bestehen! Hat sich denn voraussehen lassen, daß überhaupt ein Opfer fallen muß, und ist Hermann nicht selbst eingestanden mit seinem eigenen Leib und Leben? Das gerade finde ich ritterlich, und wenn die Gefahr eine große war, so erhöht das nur die Romantik und den Sieg, der errungen wurde. Kein Mensch, der sich für Sport interessirt, wird jemanden daraus einen Vorwurf machen, daß er sich exponirt, im Gegenteil, wenn er einen Sprung gewagt hat, den ihm keiner nachzumachen vermag, so wird man weit und breit davon sprechen, und wäre derselbe beinahe mißlungen und hätte ihn selber das Leben gekostet, so ist das nur ein Grund mehr, um berühmt zu werden. Ich schwärme für solche Heldenthaten!“

Unverhohlen zeigte sie Proch ihre Bewunderung, die es auch erklärlich machte, warum sie den abgedankten Bräutigam von gestern heute wieder umwarb. Doch seltsamerweise bedrückte ihn ihre Verteidigung mehr als der Vorwurf ihrer Mutter zuvor. Jeder dieser Lobsprüche fiel wie ein schwerer Stein auf ihn, und so konnte er der Spenderin derselben auch für die bei ihr ganz ungewohnte Wärme, die sie entwickelte, nicht Dank wissen.

Sein Achselzucken war beinahe ein Widerspruch. Zustimmen konnte er ihr nicht, und ebensowenig lag ihm daran, irgend eine Einzelheit oder die irrige Auffassung der Mutter zu berichtigen. Mit der Nachricht vom Tode des Lieutenants war auch schon die Kunde vom Vorgange selbst in unbegreiflicher Schnelligkeit nicht bloß in die nächste Umgebung, sondern auch nach Seldschitz gedrungen, nur, wie dies natürlich, entstellt und mit Uebertreibungen. Solchen entgegenzutreten, hielt Proch nicht für der Mühe wert, und er hätte auch weiter geschwiegen, wenn nicht die plötzliche Wendung in Giselas Rede einen heftigen Reiz auf ihn ausgeübt hätte.

Das Mädchen hatte sich wieder niedergelassen, den Kopf zurückgelegt, und sah in dieser malerischen Stellung mit einem sprechenden Blicke zu ihm auf, wonach sich langsam die Wimpern über die hellen Augensterne senkten und über die sich leise bewegenden Lippen ein leicht zu deutendes Geständnis kam.

„Wissen Sie, daß Sie mit dem hohen Einsatz auch einen hohen Gewinnst errungen haben?“

Er brauchte ihn nur einzuziehen: ihr Herz, ihre Hand.

Doch statt sich damit zu beeilen, entgegnete er ihr mit scharf anklingender Bitterkeit:

„Sie glauben also, ich hätte auch damit spekulirt?"

Sie hatte ihn sehr gut verstanden und fuhr errötend auf.

„So haben Sie also doch um mehr gewettet!" griff Frau Bachschneider die Frage von Einsatz und Gewinnst nach dem ihr naheliegenden Begriff auf. „Ich habe es ja gleich gesagt, daß es sich nicht bloß um ein paar Champagnerflaschen handeln konnte! Um was ging es denn?"

„Um die Ehre!" erwiderte er in gleichem Tone wie zuvor.

Auch die Beziehung in dieser Antwort entging Gisela nicht. Sie hatte ihr Lächeln wiedergefunden.

„Aber ich bitte Sie," sagte sie neckisch, „so schwerfällig! Ich kenne Sie ja gar nicht mehr! Wie können Sie das so ernst nehmen — ich meine, so falsch verstehen? Ich muß mich sehr schlecht ausgedrückt haben — die Stilistik ist nicht meine starke Seite — aber ich habe es ja gleich nicht geglaubt, das schrieb ich Ihnen doch ganz deutlich und sagte es auch — "

„Wem?" fragte Proch mit Nachdruck, als sie erschrocken innehielt.

„Mein Gott, der Mama! Nicht wahr, ich sagte es Dir gleich, als uns die Mitteilung von dem verlorenen Prozeß gemacht wurde?"

„Ach, diese Prozesse —“ begann die aufgerufene Zeugin, aber Proch war nicht in der Stimmung, einen der interessanten Prozeßfälle aus ihrer reichen Erfahrung mit anzuhören oder sich durch die Ausflucht davon abbringen zu lassen, der Sache auf den Grund zu gehen.

„Wer war es, der die Mitteilung machte?“ drang er in Gisela.

Diese zog jedoch eine kleine Grimasse und hielt die ausgespreizten Finger vor die Augen.

„Das darf ich nicht verraten!“ erklärte sie.

„Ich verlange es aber von Ihnen. Ich habe ein Recht dazu!“

„Ich hingegen nicht die Pflicht, zu gehorchen! Sie pochen ja auf Ihre Rechte wie ein alter Ehemann! Nichts da! Ich besitze eine Tugend unter all meinen Fehlern: ich kann schweigen! Durch Zwang lasse ich mir mein Geheimnis nicht entreißen. Huhu! Welch finsterer Himmel! Ein Gewitter im Anzuge! Schnell unters Dach!“

Und mit karikirter Eile und Furcht spannte sie ihren Sonnenschirm auf, um sich gegen den unwilligen Blick zu schützen, der sie traf.

„Wie, so spät im Jahre noch?“ rief ihre Mutter beängstigt aus. Ihr etwas langsames Denkvermögen

hielt sich an den Wortlaut, und indem sie unruhig aufsprang und durchs Fenster nach dem Himmel spähte, erzählte sie, welche Furcht sie vor Gewittern habe, bei denen der Blitz so oft einschlüge, und wie das vorigen Sommer erst in der Zeitung gestanden, daß sogar ein Eisenbahnzug getroffen worden sei, den man doch bis jetzt für sicher gehalten.

Proch war so höflich, ihr anscheinend aufmerksam zuzuhören, er hatte sich darein ergeben, Gisela ihr Geheimnis zu lassen, da er die ihm angedeuteten Mittel, dasselbe ihr abzuschmeicheln, verschmähte. Der kleine Streit hätte so wie so ein Ende erreicht, da eben Giselas Vater unversehens ins Zimmer trat.

„Wie, Du bist schon zurück, Papa?“ rief diese ihm entgegen. „Es ist doch gar kein Verlaß auf Dich, man ist keine Minute sicher!“

Er lachte kurz auf, doch ohne daß der Schatten des Mißmuts von seiner Stirne wich.

„Es ist ungeschickt,“ erklärte er seine schnelle Rückkehr, „der Vorsteher ist nicht zu Hause und ich hätte doch Notwendiges mit ihm zu sprechen gehabt wegen der Riedhofer Felder, welche er in Pacht hat.“

Seine Frau, schon wieder beruhigt über das Wetter — denn ein Gedanke hielt bei ihr überhaupt nicht lange stand — hatte sich in aller Breite auf

ihren früheren Sitz niedergelassen. Sie wiegte in offener Mißbilligung den Kopf.

„Ich weiß nicht, was Du Dir so viel Mühe machst. Der Riedhof ist ja, wie mir Baron Schönbach versichert hat, doch kein Rittergut."

„Gibt's gar nicht bei uns in Oesterreich!" fuhr er herum, und flach und hager wie ein hölzerner Hampelmann schlenkerte er auch mit den Armen um sich wie ein solcher, indem er sich in seinen eifrigen Auseinandersetzungen bald links, bald rechts, an seine Frau, an Proch, an Gisela, an einen ganzen Kreis unsichtbarer Zuhörer wandte. „Auch so ein Floh, den ihr jemand ins Ohr gesetzt hat. Rittergut, Rittergut, was mache ich damit? Als ob darauf bessere Rüben wüchsen!"

„So ist er," klagte sie Proch ihren tiefen Schmerz; „er hat auch gar keinen Sinn für das Höhere!"

„Das Höhere! Das heißt die Standeserhöhung. Ihre fixe Idee! Ich soll mich adeln lassen und dazu Rittergutsbesitzer werden. Sie bildet sich ein, man schlüpfe da nur so in die eiserne Rüstung hinein. Als ob ich das nicht so auch haben könnte, wenn ich wollte! Verdient habe ich es längst so gut und besser wie viele andere. Ich brauchte nur

die Hand auszustrecken, so schiebt man mir schon den Wappenring darauf!“

„Warum streckst Du sie dann nicht aus?“

„Das ist's ja! Weil ich sie nicht geben will, nicht geben mag, grundsätzlich nicht, aus politischer Ueberzeugungstreue! Aber das verstehst Du wieder einmal nicht. Na ja, wie sollten die Weiber davon auch einen Begriff haben, sie wechseln ja ihre Ueberzeugungen wie die Toilette. O doch, Du auch, mein Kind, und Du machst noch öfter Toilette als die anderen, steht Dir auch gut. Aber was sagen Sie, mein Lieber, kann ich, kann ein Mitglied unserer Partei im gegenwärtigen Moment aus den Händen dieser Regierung eine Auszeichnung annehmen? Das hieße ja, sich selber ein Dementi geben, sich auslöschen, sich unmöglich machen — ja, wenn diese Regierung einmal gestürzt ist, dann —“

„Ach was, einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul!“ schmollte seine Frau sanften Tones.

„Oho, sogar sehr, wenn ich darauf reiten soll!“ Heftig fuchtelnd drehte er sich dabei um seine eigene Achse, als müsse er alle Hilfstruppen, die sie etwa aufbieten könnte, ringsum abwehren. „Natürlich, das ist den Frauen einerlei, in welchem Lichte der Mann dasteht, wenn sie nur eine Krone über

das Monogramm in die Servietten sticken lassen können. Du, mein Kind, kannst ja für Dich selber sorgen und Deine Ausstattung nach Deinem Geschmack zusammenstellen, fünf, sieben, neun Knöpfe auf der Mandarinmütze, nach Belieben; aber Du, meine Teure, mußt nun einmal schon mit Deinem Gatten vorlieb nehmen, wie er gerade ist. Kann Dir nicht helfen. Einem einfachen Bachschneider. Klingt freilich nicht sehr vornehm; aber ob es imponirender wäre: ‚Frau Bachschneider von Schneiderbach‘, oder willst Du lieber ‚von der Bache?‘ Du hast ganz freie Wahl, das überlasse ich vertrauensvoll Deinem feinern Geschmack. Ist es nicht zum Tollwerden, sagen Sie selbst, wenn man mit solchen Dingen noch gequält wird? Als ob es nicht genug wäre, wenn man sich sagen kann, daß einem für den Fleiß, die Arbeit, die Thätigkeit eines ganzen Lebens die Bürgerkrone zu teil wird, unter der man mit Stolz das ungebeugte Haupt hoch tragen kann.“

Bei dem Schlußsatze war die nervöse Unruhe plötzlich einem rhetorischen Pathos gewichen, das sich auch in der Pose kundgab, welche er annahm, um den Beifall seines Publikums zu erwarten.

Sie änderte sich jedoch alsbald, da derselbe von

keiner Seite kam und man ihn ganz seinem eigenen Vollgefühl überließ, ja, Proch, welcher während der ganzen Rede seinen Gedanken nachgehangen, sogar ohne allen Uebergang ein anderes Thema anschlug, eines, das immer auf des erwerbsinnigen Mannes Aufmerksamkeit rechnen durfte.

„Sie haben der Riedhofer Gründe erwähnt. Ich möchte über dieselben gern mit Ihnen sprechen.“

„Wollen Sie sie vielleicht kaufen?“ fiel Bachschneider rasch ein, wobei seine ganze forensische Haltung verloren ging.

Der Schimmer eines bittern Lächelns, eine leise Kopf- und Handbewegung Prochs lehnte die unzulässige Vermutung ab.

„Wenn Sie Zeit hätten —“

„Zeit habe ich eigentlich keine,“ erklärte der rasch wieder Beruhigte, „aber wenn Sie mir etwas zu sagen haben —“

„Vielleicht während die Damen zum Rutzbache hinaufgehen.“

„Was? Ihr wart noch nicht in der Wolfsschlucht?“ rief Bachschneider. „Und ich meinte, ihr seid schon zurück.“

Seine Frau hatte durch die Erinnerung an die noch bevorstehende Emotion ihr Behagen wiedergefunden

und machte sich eifrig zu der Wanderung fertig, mit der man ja nur auf ihn gewartet hätte, eine Erklärung, die er mit einem Ausrufe der Entrüstung beantwortete.

Als ob er für solche romantische Waldspaziergänge Zeit übrig hätte. Und wenn auch, es rege sich in ihm nicht das geringste Interesse für Sensationen dieser Art, das überlasse er ganz ihr. Sie möge sich nur mit Gisela auf den Weg machen und zusehen, daß sie bald wieder da seien, er müsse noch nach dem Riedhof hinüber.

„Und Sie bleiben auch zurück?“ sagte Gisela, indem sie mit Proch schmollte. „Wir hatten auf Sie gerechnet.“

Er verbeugte sich, rief Heinrich herein, der im Eßzimmer eben den Tisch richtete, und stellte ihnen den Begleiter zur Verfügung.

„Aber kann er denn auch alles so genau beschreiben?“ fragte Frau Bachschneider besorgt. „War er denn dabei?“

„Es thut mir leid,“ entschuldigte sich Proch mit kühler Artigkeit, „Sie werden sich daran genügen lassen müssen. Ich habe Geschäftliches zu besprechen —“

„Und das ist unbedingt das Wichtigste!“ fiel ihr

Gatte, sie mit seinen Geberden schon zur Thüre hinaus drängend, ein. „Entwirf Dir selbst ein Schauergemälde, so ungeheuerlich Du es nur zu stande bringst. Du hast ja bedeutende dichterische Anlagen, und wenn es einmal schief gehen sollte, ist mir nicht bange, wir ziehen auf den Märkten umher, ich drehe die Orgel und Du singst die Moritthaten dazu."

Der Scherz machte ihm viel Vergnügen, aber er gönnte sich nicht einmal zum Lachen Zeit, und ehe die Damen, welche der Hausherr höflich bis an die Thür begleitete, noch das Zimmer verlassen hatten, war er schon über eine auf dem Schreibtisch noch uneröffnet liegende Zeitung hergefallen, deren Schleife er hastig abriß, um sie im Fluge zu durchblättern.

„Immer dieselbe Wirtschaft," warf er in einzelnen Ausbrüchen seines Mißvergnügens, während er die Artikel nur mit den Blicken streifte, halblaut hin. „Bin neugierig, wie lange es so fortgehen wird — die Regierung thut gar nichts dergleichen — die reine Auktionspolitik — Ah, Fürst Tattenberg, natürlich — wieder einmal ein Anstoß zur Bewegung im feudalen Lager! Apropos, wissen Sie, daß er diesmal eine ganze Partie czechischer Arbeiter hier anzusiedeln willens ist? Natürlich nur

aus Schulzwecken — czechische Kinder, czechische Lehrer — und wie sich sein Einfluß in dem Nest drüben geltend macht — immer weiter greift derselbe — und dabei ist er fortwährend bemüht, seine Domäne hier zu vergrößern. Sie erleben es noch, daß er mir ein Konkurrenzunternehmen — sollte mich wundern, wenn er nicht Absichten hat — aber da bin ich doch auch noch da — ja so, Sie wollten ebenfalls vom Riedhof reden. Also kaufen wollen Sie ihn nicht?"

Proch zuckte wieder die Achseln.

„Sie wissen ja, wie es mit meinen Finanzen steht," sagte er, „zumal jetzt, wo ich den Prozeß verloren habe. Das wissen Sie ja auch."

„Pah, das hat nichts zu sagen! Es wird mancher Kauf abgeschlossen ohne Geld."

„Von Spekulanten, zu denen gehöre ich nicht," entgegnete Proch mit etwas schroffem Ernst.

„Na ja, scheinen mir wirklich nicht das Zeug dazu zu haben. Will Ihnen damit nicht nahetreten, aber ist doch auch ein Talent. Man kann nicht alle haben. Aber da Sie schon von der Arbeit nichts wissen wollen, meinte ich, Sie hätten vielleicht einen andern Weg im Auge. Sie könnten ja auch als Strohmann sich in allen Ehren eine Provision verdienen —"

„Auch dazu fehlt mir das Talent.“

„Verstehe, verstehe! Sie wollen mir sagen, Sie sind zu stolz dazu. Kann Ihnen aber erwidern, daß es verschiedene vornehme Herren gibt aus der höchsten Aristokratie — übrigens gleichviel, Ihre Sache! Also auch nicht für fremde Hand? Nun, dann begreife ich aber eigentlich nicht, was Sie der Riedhof interessirt.“

Verwundert sah Bachschneider seinen gewesenen Schwiegersohn in spe an, das Mißtrauen war jedoch gewichen und mit einer gewissen Bequemlichkeit, die bei ihm selten zum Ausdruck kam, ließ er sich auf den nächsten Stuhl am Schreibtische nieder, auf dem er mit einer Stahlfeder zu spielen begann, indem er ihn zugleich als Armlehne benützte.

Proch hatte sich ihm gegenübergesetzt und suchte zuerst nach einer Erklärung, bis ihn das scharf auf ihn gerichtete Auge des Fabrikbesitzers zu reden zwang.

„Ich bin dabei gar nicht persönlich beteiligt als mit meinem Gefühle. Der traurige Anlaß hat mich heute auf den Riedhof geführt; ich war zum erstenmale dort, und unter anderen Umständen wären mir die Verhältnisse daselbst wohl ganz gleichgiltig gewesen. Meine Stimmung jedoch hat den Eindruck

verschärft. Es scheint, daß die Familie in einer ungünstigen Lage ist."

„Selbstverschuldet!"

„Das Gut ist vernachlässigt."

„Natürlich, wenn man nichts thut!"

„Der Besitz fast unhaltbar geworden."

„War vorauszusehen!"

„Aber ich glaube, soweit ich bei einem flüchtigen Umblick wahrgenommen, daß dem völligen Verfalle mit einigem guten Willen vorgebeugt werden könnte."

„Hoffe ich, hoffe ich!"

Es klang noch immer knapp, aber die Herzlosigkeit der ersten Bemerkungen schien einer bessern Regung zu weichen, und Proch fühlte sein Vertrauen wachsen, meinte er ja doch die fahrige und oft sogar schroffe Weise des eifrigen Geschäftsmannes genügend zu kennen, hinter welcher manchmal ganz unvermutet ein Zwinkern des Humors oder auch ein Zug echt menschlicher Schwäche, vornehmlich wo es seine Tochter galt, zum Vorschein kam. Er fuhr daher schon zuversichtlicher fort: „Es müßte eben mit einem andern System versucht werden."

„Ganz meine Ansicht!" Ein beifälliges Nicken anerkannte des jungen Mannes scharfe und verständige Auffassung.

„Die Verpachtung in Parzellen taugt nichts und saugt nur den Boden aus.“

„Ja, wenn man nicht hören will!“

„Es könnte vielleicht mit wenig geholfen werden.“

„Na, ein Stück Geld wird man schon hineinstecken müssen!“

„Aber das wird ja leicht wieder herauszubringen sein, wie ich schätze.“

„Setze ich auch voraus. Natürlich eine intensive Bearbeitung, eine zweckentsprechende Bestimmung, eine geschickte Ausnützung der Verhältnisse, eine scharfe Ueberwachung, mit einem Wort, eine reelle Wirtschaft, das gehört mit dazu. Man muß die Mühle in Gang setzen, dann wird sie schon gehen.“

„Wie wäre es also, wenn Sie die Sache übernehmen würden?“

Bachschneider nickte wieder und schmunzelte ein wenig, was seinen eckigen Zügen innerhalb des kurzgestutzten grauen Bartes, der sie, mit den Haaren zusammenlaufend, borstig umstarrte, einen ganz verkniffenen Ausdruck gab.

„In der That, in der That!“ stimmte er bei. „Ja, daran habe ich auch schon gedacht.“

„Wirklich? Das wäre schön! Nun ist ja wohl geholfen, und es war ganz überflüssig, daß ich Ihnen

meinen Einfall erst mundgerecht machen wollte. Am Ende kann es Ihnen auch wirklich nicht darauf ankommen, eine höhere Pachtsumme zu bieten als die Bauern zusammen."

„Wie? Wie ist das?"

„Ich meine, Sie können ja doch mehr daraus ziehen, da die Gründe durch die Nähe für Ihre Fabrik weit wertvoller sind. Es ist Ihr eigener Vorteil dabei mit gewahrt."

„Und da soll ich der Narr sein und pachten?" rief Bachschneider, sich vorbeugend, als ob er sich erst durch den Augenschein versichern müsse, ob nicht irgend ein Zucken in Prochs Gesicht verrate, daß diese unglaubliche Zumutung eigentlich doch nur ein Scherz sei.

Aber noch überraschter als er, war derjenige, von dem der Vorschlag ausgegangen.

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte er.

„Einen Besitz, der mir von selbst in die Tasche fällt, den werde ich doch nicht für andere Leute aufbessern, damit ich hinterher auch noch einen höhern Preis zu bezahlen habe. Erlauben Sie mir, da müßte man mich doch gleich unter Vormundschaft stellen."

„Sie wollen das Gut kaufen?" rief Proch erstaunt aus.

„Habe es schon, Verehrtester, habe es schon!“

„Gekauft? Aber auf dem Riedhofe wußte man ja heute morgen noch nichts davon!“

„Ja, daß die nichts davon wissen, begreife ich,“ lachte Bachschneider höhnisch auf, „die tappen immer im Nebel, und wenn es ihnen nicht finster genug ist, machen sie noch die Augen zu. Aber es ist so, wie ich sage: es ist mein, so gut wie mein. Förmlich und rechtskräftig ist der Kauf heute noch nicht abgeschlossen, doch das thut nichts. Kein Stein gehört mehr ihnen, keine Krume Landes, alles ist verschuldet, und die Hypotheken — na, die habe ich im Sack. Mögen Sie meinetwegen wissen, ist ja kein Geheimnis. Habe sie nach und nach alle an mich gebracht, und der Rest ist Bagatelle. Nur ein Anstoß, und die Baracke fällt über den Haufen; das Gut muß losgeschlagen werden, und daß mich niemand überbietet, dafür — werde ich schon Sorge tragen!“

Er wiegte sich wohlgefällig auf seinem Stuhle, doch wenn er ein Zeichen bewundernder Anerkennung seines weitblickenden Geschäftssinnes erwartet hatte, täuschte er sich. Proch, der mit steigendem Unbehagen zugehört, vermochte es nicht mehr, ruhig sitzen zu bleiben.

„Das heißt aber eine Familie an den Bettelstab bringen!“ gab er, indem er sich erhob, sein Urteil ab.

„Erlauben Sie, mein Herr!“ stieß jetzt der Fabrikbesitzer heftig hervor und schnellte gleichfalls auf, wobei er die Feder, deren mißhandelte Spitzen schon abgesprungen waren, wie eine Waffe erhob. Doch weiter ging seine Feindseligkeit nicht, er bezwang seine Entrüstung, nickte ein paarmal mit dem Kopf und legte die Feder in besonders achtungsvoller Weise an ihren Platz auf dem Schreibtische zurück, worauf er sich wieder niederließ und mit überlegenem Tone, der zu erkennen gab, daß er es nicht für der Mühe wert halte, sich zu ereifern, Bescheid gab: „Solche Tiraden gehören auf die Bühne. Machen sich da sehr gut, wäre auch von der Abgeordnetenbank sehr wirksam, aber vor dem gesunden Menschenverstande bestehen sie nicht. Ich, ich? Lächerlich! Die guten Leute haben sich selbst an den Bettelstab gebracht. Wenn man nicht arbeiten will und drauf los lebt, ist das das natürliche Ende. Aber da heißt es immer, die anderen sind daran schuld. Ich habe weder gewuchert, noch betrogen. Daß ich die Hypotheken zusammenkaufte, war eher ein gutes Werk. Andere hätten längst gedrängt, während ich

— nun ja, ich ließ den Zins gutmütig stehen. Und nun kommen Sie mir mit solchen Vorwürfen. Das hat man von seiner Gemütlichkeit!"

Dieselbe erschien Proch sehr fragwürdig, aber er wollte dem Manne, von dem alles abhing, nicht vor den Kopf stoßen, indem er ihm seine Meinung über die eigentliche Absicht dieses Auflaufenlassens der Zinsen sagte, sondern lieber noch einen Versuch wagen.

„Nun, dann poche ich an Ihr Gemüt!" faßte er ihn von dieser Seite. „Ich bin überzeugt, Sie würden sich doch ein Gewissen daraus machen, der armen Witwe die Grundlage ihrer Existenz zu nehmen."

„Haben Sie sich ein Gewissen daraus gemacht, ihr den Sohn zu nehmen?"

Der schlaue Rückschuß, so falsch er gezielt war, hatte doch getroffen. Ein schmerzliches Gefühl durchbebte Proch, aufseufzend entgegnete er mit gesenktem Kopfe:

„Ich wollte, ich könnte ihn ihr zurückgeben, auch — um den höchsten Preis, ich würde ihn gerne zahlen."

„Zahlen Sie ihn!"

„Könnte ich sein Stellvertreter sein im Tode!"

„Werden Sie es — im Leben!“

Proch zuckte wehmütig die Achseln.

„Im Leben? Ich vermag ihr den Verlorenen doch nicht zu ersetzen.“

„Versuchen Sie's, wird nicht so schwer sein!“

Diese höhnische Aufmunterung verscheuchte die wehmütige Anwandlung, und Proch fühlte, wie sich der Unwille in ihm regte.

„Sie schätzen ein Mutterherz sehr gering,“ hielt er dem Spötter vor. „Hätten Sie gesehen, was ich sah —“

„Na ja, ich glaube es schon,“ versetzte Bachschneider wieder in ernsterem Tone. „Bei der Affenliebe, welche die Frau für ihren Aeltesten hatte, bliebe für Sie allerdings wenig Hoffnung. Habe ganz etwas anderes gemeint. Daß der junge Herr, der ihr für den Inbegriff aller Vollkommenheit galt, ein Bruder Luftikus war, wissen Sie selbst. Ein leichtsinniger Mensch, der seiner Mutter und Geschwister Geld verthat, weiter nichts. Das träfe leicht auch ein anderer, wenigstens was die Arbeitsscheu anbelangt, sollte ich denken,“ und er zwinkerte dabei mit den Augen, als dächte er noch weiter dabei: „So, da hast Du's!“ worauf er lebhaft fortfuhr: „War die Frau schon an und für sich nicht

die Kraft, ein solches im Niedergang begriffenes Anwesen zu heben, so hat er sich und seine Familie vollends hineingeritten — buchstäblich hineingeritten. Der Vater hat das Rad ins Rollen gebracht, dann kam die Witwenzeit, da hätte man das aufhalten können, haben es so viele gezeigt, wie man's anfängt, aber die Schwäche, die Haltlosigkeit, die Gewohnheit, alle Schuld immer auf andere zu schieben und sich für ein Opferlamm anzusehen, die thun es freilich nicht. Das Weiberregiment, das alles besser versteht, der Vormund eine Null, der Verwalter ein Hypochonder, der Sohn ein Verschwender — da mußte die Maschine verlottern. Geben Sie sich nicht die Mühe und stecken Sie nicht die Finger dazwischen, sonst werden die mit zerquetscht. Was haben Sie davon?"

„Ich verlange auch nichts für mich, aber ich fühle Mitleid und eine innerliche Verpflichtung."

„Wozu? Haben Sie die Wirtschaft heruntergebracht? Haben Sie den jungen Herrn zum Schuldenmachen verführt? Was gehen die Leute Sie an, die Sie, soviel ich weiß, ja gar nicht kennen?"

Auf Proch machte diese nüchterne Beweisführung auch nicht den geringsten Eindruck. Ablehnend hob er die Hand.

„Das muß jeder mit sich selbst abmachen. Lassen Sie uns lieber bei der praktischen Frage bleiben. Und wenn ich Sie nun nochmal bitte, Herr Bachschneider, auf Ihre Absicht zu verzichten?“

„Geht nicht, geht nicht. Geschäft ist Geschäft. Ich habe darauf gerechnet und daraufhin schon begonnen, meine Fabrik zu vergrößern. Bis nächsten Sommer ist sie auf den verstärkten Betrieb eingerichtet, der Bedarf muß gedeckt werden. Kann mich nicht auf weite Transporte einlassen. Wäre auch nicht so leicht, neue Kontrakte abzuschließen, Produzenten zu finden. Ist alles engagirt — wäre wahrhaftig in Verlegenheit — bin darauf angewiesen.“

„Aber wenn nun das Gut die Rüben lieferte?“ schlug Proch, dem plötzlich eine neue Idee gekommen war, zur Vermittlung vor.

„Nein, nein, nein! Was einmal beschlossen ist, ist beschlossen!“

„Wie denn, wenn nun doch das Gut in andere Hände überginge?“

„Was wissen Sie?“ fragte Bachschneider betroffen und von neuem mißtrauisch. „So ist also jemand da, der darauf reflektirt?“

„Ich habe davon keine Kenntnis. Aber am

Ende ist es immerhin möglich, daß sich jemand findet, der mehr bezahlt. Wie würden Sie denn dann Ihren Bedarf decken? Es könnte ja auch der Fall sein — nehmen wir ihn einmal an — daß die Hypotheken ausgelöst oder der Zins abgetragen würde?"

„Ja, dann müßte ich freilich froh sein, wenn — Aber nichts da, nichts da!" unterbrach Bachschneider das halbe Zugeständnis, welches ihm entschlüpft war, und hob zuversichtlich den Kopf. „Das sind alles Unmöglichkeiten, wir werden wenigstens dazusehen, daß — Es ist übrigens gut, daß Sie mich aufmerksam gemacht haben. Man darf nichts versäumen!"

„Sie verharren also bei Ihrem Vorsatze?" fragte Proch, der sah, daß all sein Zureden vergeblich blieb, mit schwerem Herzen.

„Ich bin mir selbst der Nächste. Stören Sie meine Kreise nicht. Schon gar jetzt nicht, wo sich — wie ich merke — wieder ein Ausgleich vorbereitet. Das Mädel ist unberechenbar! Na, meinetwegen, aber fallen Sie mir nicht in die Hand. Ich arbeite ja jetzt auch für Sie mit!"

Das cynische Achselzucken, die schroffe Abweisung und dazu noch dieser demütigende Hinweis — das war zu viel. Proch fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg.

„Dann muß ich Ihnen nur sagen,“ entgegnete er, vom Unwillen übermannt, „daß es mir leid thut, jemals in Beziehungen getreten zu sein, welche Ihnen eine Berechtigung gaben, mich in Ihre Fürsorge mit einzuschließen. Eine solche Arbeit verschmähe ich nicht nur selbst, ich würde es auch nicht über mich bringen, die Früchte derselben jemals mitzugenießen; ja, ich glaube, wenn dies die einzige Art wäre, sich das jämmerliche Dasein zu erhalten, daß ich lieber verhungern würde. Das ist meine Ansicht, und bestünden jene Beziehungen heute noch, bei Gott, in dieser Stunde würde ich sie auflösen!“

„Ich glaube, Sie sind —“

„Ein Narr! Sie sehen, ich kann mich ganz gut in Ihre Gedanken hineindenken. Und ich begreife auch, daß es Ihnen unheimlich sein muß, in einem Hause zu verweilen, das in Ihren Augen —“

„Ein Tollhaus ist!“ fiel Bachschneider wütend ein und fuhr wie ein Besessener zur Thüre hinaus.

Die letzte Entgegnung fachte aber das hinter Prochs Stirne lodernde Feuer nicht noch mehr an, es dämpfte dasselbe sogar, und er verließ ebenfalls das Zimmer, doch nicht etwa, um den erbittert Hinweggeeilten zu versöhnen, sondern nur um der trotz all des sein Gehirn durchziehenden heißen Gewölks

im Bewußtsein erhaltenen ritterlichen Pflicht Genüge zu thun, welche ihm auferlegte, sich von den Damen mit geziemender Begrüßung zu verabschieden.

Er wollte ihnen an den Rutzbach entgegengehen und sie dann zu ihrem Wagen zurückgeleiten, da nun von dem erneuerten Anerbieten einer Erfrischung, obwohl dieselbe mittlerweile vorbereitet worden, doch wohl kaum noch die Rede sein konnte. Aber auch dies immerhin peinliche längere Zusammensein wurde ihm erspart, denn er begegnete beiden schon auf dem Hofe, wie sie eben aus dem Stalle kamen und auf die heftigen Gestikulationen und Rufe Bachschneiders vom Wagen her etwas eiliger demselben zuschritten.

„Ach, die arme Linda," klagte die Mama, sobald sie des Hausherrn ansichtig wurde; „die Hinterbeine ganz umwickelt, sie muß sich arg zerschunden haben!"

„Wir mußten doch früher noch dem famosen Tier einen Besuch machen, das Sie so glücklich über den Abgrund trug, ehe wir diesen selbst besehen. Ich dachte wohl — daß Sie indessen — aber, mein Gott, was will denn nur Papa?"

Gisela, die mit einem sprechenden Lächeln ihrer geheimen Erwartung Ausdruck gegeben, wendete sich ärgerlich um.

Es war allerdings ganz ungebührlich, wie er that.

„Daher! Kommt daher oder ich fahre davon!“ schrie er hinüber.

„Aber wir müssen ja noch zum Abgrund!“ rief seine Gattin mit angestrengtester Stimme hinüber.

„So möge er euch alle verschlingen!“ fluchte er, die Arme über seinen Kopf und sich in die Kissen werfend.

„Um Gottes willen,“ kreischte sie außer sich, „wer wird denn den Teufel so an die Wand malen!“

„So kommt! Ihr könnt ja morgen in den Höllenschlund. Keine Minute bleibe ich länger, keine Minute!“

Während Mutter und Tochter dem Rufe nun raschern Schrittes Folge leisteten, wendete sich diese fragend an ihren Begleiter:

„Was hat es gegeben zwischen Ihnen und Papa?“

„Eine Meinungsdifferenz!“ antwortete er kurz.

Sie sah ihm aufmerksam in die Augen, und leise bewegten sich ihre Lippen: „Betraf es — mich?“

„Wieso?“

Sie preßte die Lippen zusammen, wendete mit plötzlicher Bewegung den Kopf ab und ging stumm weiter. Als sie jedoch am Wagen angelangt waren und er ihrer Mutter hineingeholfen hatte, zauderte sie noch einen Moment und blickte abermals zu ihm auf.

„Sie zürnen doch!“ hielt sie ihm vor mit eigen-

tümlich weicher Betonung, in der allein schon eine Abbitte lag. Er aber schüttelte nur den Kopf.

„Nein!“ erwiderte er ruhig, und er sagte die Wahrheit. Er zürnte nicht mehr. Auch nicht die leiseste Regung seines Herzens sprach noch gegen sie — aber auch keine für sie. Sie war ihm gleichgiltig.

Der weiche, werbende Blick ihres Auges wurde hart und unwillig bei diesem Nein. Schroff versetzte sie, den Kopf aufwerfend: „Dann verstehe ich Sie nicht!“

Das war wohl von jeher der Fall gewesen. Er nickte, sie aber hatte sich bereits abgewandt, kletterte, ohne seine Hilfe anzunehmen, in den Landauer und hatte ebensowenig eine Erwiderung für seinen Gruß als ihr Vater. Beide blickten nach der andern Seite, und nur Frau Bachschneider nickte und lächelte und winkte mit dem Sonnenschirm.

Gleichmütig wandte sich Proch um. Wie merkwürdig! Gestern und heute. Kaum vierundzwanzig Stunden, und wie groß war die Veränderung in ihm! Wie thöricht der Schuß, der ein harmloses Bild zerstörte, das ihn schon nichts mehr anging, wie thöricht der Sprung, der —

Fünftes Kapitel.

Das Begräbnis war vorüber. Die Trompete hatte abgeblasen, und bei deren hellen Tönen marschirte die ausgerückte Truppe an dem Obersten vorüber dem Städtlein wieder zu. Der Soldat trauert nur so lange, bis der Kamerad ins Grab gesenkt ist, er mag im stillen ihm noch eine Thräne nachweinen, offen sein Leid zur Schau zu tragen aber verwehrt ihm sein Reglement. Der Tod ist sein Gewerbe, das darf keine Schrecken für ihn haben, und unter lustigen Klängen rückt er wieder ein. Leb wohl, Kamerad, dort in der großen Armee finden wir uns wieder Schulter an Schulter!

Der Oberst selbst war erschienen und mit ihm der größte Teil des Offiziercorps aus den verschiedenen Regimentsstationen, dem Hingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Es schloß sich unmittelbar

der heimkehrenden Abteilung an. Die Honoratioren der Stadt und die nächsten Bekannten mischten sich nunmehr, da die feierliche Ordnung einmal aufgelöst war, unter dasselbe, zwischen den blanken Helmen schmuggelten sich immer mehr unförmliche schwarze Seidenhüte ein, und so hatte der Zufall oder wohl auch eine stille Zuneigung Proch mit Rittmeister von Radowitsch zusammengeführt.

In der ersten Zeit schritten sie noch stumm auf dem Heimwege neben einander her, als aber der Friedhof schon eine Strecke hinter ihnen lag, war es der alte Soldat, welcher sich seiner reglementswidrigen Bewegung schämen mochte und das ernste Schweigen brach.

„Dummheit, abgeblasen!" brummte er, fast nur sich selbst verständlich und zufrieden, eine Ablenkung für seine Unzufriedenheit mit der eigenen Rührseligkeit zu finden, wendete er sich mit unwirscher Steigerung zu seinem Gefährten: „Was machen Sie denn für ein Gesicht, als ob Sie Kröten verschluckt hätten und zu einer chirurgischen Operation Zuflucht nehmen müßten? Er hat's bequemer gehabt als wir. Ihn hat man getragen, wir müssen laufen wie die Lackenpatscher."

„Mir thut das Herz weh. Haben Sie seine Schwester gesehen, wie sie weinte?" erwiderte Proch.

„Ach was, Weiber müssen immer weinen, das ist so wie bei unsereinem das Fluchen! Aber was den Weibern gestattet ist, schickt sich nicht für einen Mann, und Sie sehen gerade so aus, als ob Sie auch zu heulen anfangen wollten. Hab' es Ihnen schon zehnmal gesagt, daß Sie keine Ursache dazu haben, daß Ihnen kein ehrlicher Mensch einen Vorwurf machen kann. Da, sehen Sie den Leisetreter dort an, der verzieht keine Miene und hätte doch, bei Gott, eher Anlaß dazu gehabt, sich zu verstecken, statt hier mitzulaufen und auf dem ganzen Wege hinaus zu schwätzen, wie wenn es eine Landpartie wäre!"

„Ja, es hat mich auch verletzt. Sie meinen doch Baron Schönbach?"

Mit seinen Blicken war Proch denen des Rittmeisters gefolgt und streifte den Genannten, welcher mehrere Schritte vor ihnen mit Herrn Bachschneider und ein paar jüngeren Offizieren einherging.

„Thut immer so fromm und kann bei so trauriger kirchlicher Gelegenheit nicht einmal das Maul halten. Der spürt auch nichts von dem, was er auf dem Gewissen hat, sonst wäre er dem armen Teufel, dem Gredner, noch in die Grube nachgesprungen, um seine Verzeihung zu erhalten."

„Was meinen Sie?"

„Ich weiß schon, was ich meine. Ein falscher Kerl ist er, das habe ich immer gesagt. Und wenn jemand an der ganzen Geschichte schuld trägt, so ist er es, oder ich will mein ganzes Leben lang Kommisbrot essen!“

„Wie das? Hatte doch ich die unglückliche Idee, das hingeworfene Wort aufzunehmen —“

„Aber Sie verweigerten ausdrücklich die Wette auf Milan. Wer schürte und schürte, das war der da. Der Himmel — nein, das muß schon die Hölle sein, die weiß, was er dabei gewollt!“

„Ist dies nicht bloß ein Vorurteil? Ich hörte ja selbst, wie er Zweifel äußerte.“

„Das ist's ja eben,“ rief Radowitsch, in Eifer geratend, aus, indem er unwillkürlich stehen blieb und ein wenig zur Seite trat, um Prochs Aufmerksamkeit besser festzuhalten und die Beweisführung nachdrücklicher zu machen, „das ist die Teufelei! Glauben Sie, so ein junger Dragonerlieutenant ist ein Chargepferd, dem man wie einer alten Kanone die Sporen geben kann, ohne daß es nur mit der Haut zuckt und mit dem Schweife wedelt? Den Kuckuck auch! Und wissen Sie, daß ich es selbst gehört, ehe ich über den Balken zu Ihnen lief, wie er den Halbtollen noch einmal aufstachelte, der ohnehin schon Feuer im Kopfe

hatte? ‚Da haben Sie Respekt bekommen!‘ spottete er; der Peitschenhieb hatte gerade noch gefehlt!“

„O!“ Es war nur der eine Laut, den Proch vernehmen ließ, aber wenn derselbe auch nicht genügte, seine Gedanken auszusprechen, so verriet er doch vollkommen seine Gefühle. Seine breite Brust hob sich in einem erleichternden Atemzuge. Erst nach einer Weile, während sich beide wieder in Bewegung setzten, fügte er mit erwachendem Erstaunen die Frage bei: „Aber was konnte seine Absicht sein? Bloß zu hetzen?“

Er erhielt keine Antwort. Durch das momentane Stehenbleiben waren sie von einem Teil der Nachfolgenden überholt worden; Beamte und Magistrat schritten an ihnen vorüber, und von den Bürgern, in deren Reihen sie nunmehr ihren Weg fortsetzten, hatte sich einer ganz sachte zu Radowitsch gesellt, den er mit einer eigentümlich schüchternen Vertraulichkeit ansprach, während er seinen alten, unförmlichen Cylinder, beide Herren ehrerbietig begrüßend, gleich einem Sonnenschirm ein wenig über das rechte Ohr hob.

„Trauriger Fall, Herr Rittmeister, trauriger Fall!“ knüpfte er mit dem Ausdrucke seines Bedauerns ein Gespräch an, das Radowitsch eben nicht sehr

willkommen schien, obwohl er es nicht geradezu abschnitt, sondern nur mit besonderer Betonung bemerkte:

„Weil er Sie betrifft, Herr Reifel!“

„O, bitte sehr,“ meinte der andere, indem er eine gekränkte Miene anzunehmen suchte, „man darf doch auch aus reiner Menschenliebe Mitleid haben mit einem so jungen Blut. Es ist mir wahrlich nicht um das Geld allein zu thun, wenn es auch begreiflich ist, daß einem Geschäftsmann, der keine Reichtümer besitzt, bange wird, wo es sich um eine so ansehnliche Summe handelt. Ist es erlaubt, zu fragen, Herr Rittmeister, ob das löbliche Offiziercorps nicht etwas zu thun gedenkt?“

„Meine Meinung wissen Sie, was fragen Sie noch weiter?“

„Aber der Herr Rittmeister meinten ja, mit dem Herrn Obersten sprechen zu wollen.“

„Hab’ ich gethan!“

„Und nun, der Herr Oberst wird doch ein Einsehen haben?“

„Gewiß, er ist mit mir ganz einverstanden!“

„Erlauben Sie, erlauben Sie, Herr Rittmeister, Sie spassen!“

„Mir ist’s gleich, wenn es Ihnen Spaß macht!“

„Wie kann der Herr Oberst einverstanden sein

und das löbliche Offiziercorps, wenn eine Schuld unbezahlt bleibt? Eine Ehrenschuld von einem verstorbenen Kameraden?“

„Oho, von einer Ehrenschuld ist keine Rede!“

„Ich habe doch den Schein in Händen!“

„Aber nicht das Ehrenwort. Davon steht nichts auf dem Schuldschein, gar nichts! Er war eben klug genug, sich das nicht abpressen zu lassen, und Sie hielten sich genügend gesichert mit der nahen Aussicht auf die Majorennität. Sie meinten die Erbschaft schon in Händen zu haben für das Kapital und Ihre Heidenzinsen,“ fertigte Radowitsch den Mann ab.

Proch begann erst jetzt aufmerksamer hinzuhören, als er erriet, daß von dem eben zu Grabe Getragenen die Rede war. Er kannte Herrn Reifel als Kaufmann, der sich hauptsächlich mit Produktenhandel befaßte, nebenbei aber auch kleine Geldgeschäfte machte und bei den weniger wohlhabenden Grundbesitzern in den Nachbardörfern des Städtchens sich keines besonders ehrenvollen Rufes erfreute. Und wie es schien, hatte sich auch Gredner mit diesem Menschen eingelassen, der keineswegs als nachsichtiger Gläubiger bekannt war.

„Aber ich bitte Sie, Herr Rittmeister,“ entgegnete derselbe eifrig und mit dem schlecht geratenden

Versuch eines vertraulich milden Lächelns, „was nennen Sie Heidenzinsen bei der jetzigen Zeit und unter solchen Umständen? Da war beim vorigen Regiment ein polnischer Graf hier bei uns, ein Rittmeister Graf Borinowski, der eleganteste, liebenswürdigste Herr, hatte immer die schönsten Pferde, und wie gern er gesehen war auf dem Schloß oben! Alle Tage war er dort. Der Fürst hätte ihm gewiß jede Summe geborgt, aber der Herr Graf kam nur zu mir. Einfach fünf Prozent, nicht mehr, aber der Herr Graf selbst sagte: ‚Schreiben wir sieben.‘ Und es waren zehntausend Gulden, und ich habe kein Ehrenwort verlangt, ich weiß, was sich bei solchen Herren geziemt. Und ich habe nichts gesagt, selbst wie er abmarschirt ist, dann aber ist sein Vater gestorben und er hat die Güter übernommen und alles bei Heller und Pfennig bezahlt, und dabei lag noch eine Tausendguldennote. ‚Für das Warten dem ehrlichen Reifel,‘ hat er dazu geschrieben. Ja, das war ein Kavalier, der Herr Graf!“

„Ein Narr war er, oder Sie haben aufgeschnitten!“ fiel Radowitsch dem Erzähler ins Wort. „Und bei Gredner waren es also bloß einfache fünf Prozent?“

„So wahr ich lebe!“

„Per mese natürlich. Und das ist kein Heidenzins?“

„Ich bitte, Herr Rittmeister, ich habe Weib und Kinder. Es ist nicht leicht, sich als ehrlicher Geschäftsmann durchzubringen, und es ist ein schwerer Schlag, wenn ich das Geld verlieren soll. Ich hab' es dem Herrn Lieutenant wirklich nur gegeben aus alter Bekanntschaft mit seinem Herrn Vater, das war ein prächtiger Mann, und so hab' ich's dem Herrn Sohn nicht abschlagen können. Erst vor sechs Tagen, wie er das Pferd kaufen wollte, den Milan, ist der Schuldschein erneuert worden um den Kaufpreis und zur Deckung des alten und der verfallenen Zinsen. Ich habe wahrhaftig selbst Geld aufnehmen müssen, und das löbliche Offiziercorps wird mich doch nicht im Stiche lassen.“

„Bei dieser Rechnung gewiß. Ehrenschuld ist das keine, und auf den, der sie kontrahirt hat, fällt kein Makel, so ist auch kein Grund vorhanden, daß das Regiment die Sache vertuscht. Brauchen unser Geld selber. Warum suchen Sie nicht auf andere Art zu dem Ihrigen zu kommen?“

„Herr Rittmeister wissen ja —“

„Daß die Sache flau ist!“ ergänzte Radowitsch die verlegen stockende Rede. „Geschieht Ihnen recht,

warum borgen Sie Minderjährigen? Sie kennen die Gesetze so gut wie ich — oder wohl noch besser."

„Bitte, Herr Rittmeister, wissen ja selbst, daß gerade die jungen Herren am meisten Geld brauchen."

„Hm, hm, weil sie leichtsinnig sind!"

Herr Reifel nahm seinen Vorteil wahr und wollte wieder auf sein Projekt zurückkommen, doch schnitt ihm das Radowitsch kurz ab.

„Warum gehen Sie nicht auch damit zu Herrn Bachschneider? Sie sagten ja, Sie könnten das jeden Augenblick thun, nur wollten Sie dem Offiziercorps nicht vorgreifen. Also, thun Sie's doch!"

Die Schultern des Geldverleihers senkten sich, und wie seine Haltung wurde auch seine Stimme kleinmütig.

„Wenn ich offen sein soll, Herr Rittmeister," schickte er sich zu einem Bekenntnisse an, „ich wollte nur der Großmut der Herren keine Schranken setzen, sie sollten glauben, daß sie ganz freie Hand hätten, aber in Wahrheit will Herr Bachschneider nichts davon wissen. Er hat wohl die Hypotheken aufgekauft, jetzt aber meint er, sei es genug, er braucht das Gut nicht hinaufzutreiben. Ich soll nur selber klagen."

„Aha, reingefallen!"

„Das hat Herr Bachschneider gesagt?" konnte

sich Proch auszurufen nicht enthalten, obwohl er sich bis jetzt nicht an dem Gespräche beteiligt hatte.

Statt des Geschäftsmannes antwortete spottend Radowitsch:

„Der weiß eben, daß er gar nicht klagen kann, wenn die Familie die Schuld nicht freiwillig acceptirt!"

„Was will ich von den armen Leuten!" äußerte Reifel achselzuckend. „Man muß doch Mitleid haben mit dem großen Unglück, das die Familie getroffen. Man hat ja kein Herz von Stein, und das löbliche Offiziercorps ist gewiß generös. Das wird ein schönes Licht werfen auf das Regiment, und der Herr Oberst ist auch ein Kavalier. Ich habe ja das Geld für den Milan geliehen, und der Herr Oberst ist doch bekannt dafür, daß er gern hat, wenn seine Herren elegant auftreten und schön beritten sind, so daß sie das Regiment vornehm repräsentiren. Ich will doch zu ihm gehen!"

„Würde ich Ihnen nicht raten, wenn Sie nicht an die Luft gesetzt und noch obendrein selbst geklagt sein wollen!" erklärte Radowitsch, aus dem früher halb hänselnden in einen rauhen, nachdrücklichen Ton übergehend. „Wollen Sie wissen, was der Herr Oberst gesagt hat, kann ich's Ihnen ja wieder-

holen. ‚Ganz recht,‘ hat er gesagt, ‚soll nur kommen. Freue mich darauf. Habe schon lange darauf gewartet, einem von diesen Kerlen das Gesicht einzurichten, die meinen jungen Offizieren das Schuldenmachen beibringen. Da kommt mir der verfluchte Wucherjude gerade recht!‘“

„Herr Rittmeister, ich muß bitten, ich bin ein guter Christ!“

„Gratulire! Dann genießen Sie den Vorzug, in der Hölle zu braten statt in der Gehenna!“

Der Dank für diesen Glückwunsch blieb unausgesprochen, da die dahinziehenden Rotten durch einen Wagen, der von rückwärts kam, auseinander gesprengt wurden. Es war der Landauer von Seldschitz, Kutscher und Diener in großer Gala auf dem Bock. Innen saßen außer den Damen Bachschneider auch Hanka und ihr kleiner Bruder. Die Schwester des eben zur Ruhe Bestatteten war ganz in Schmerz versunken, sie drückte das weiße Taschentuch unter dem schwarzen Schleier vors Gesicht und achtete nicht auf die ehrerbietigen Grüße, welche die rasch zur Seite Weichenden den Vorüberfahrenden, vor allem aber den beiden Geschwistern spendeten.

Hinter dem Wagen flossen die getrennten Reihen wieder zusammen, aber Herr Reifel und der Rittmeister

waren damit auseinander gekommen, dafür schlossen sich andere an, und im allgemeiner werdenden Gespräche war bald die Stadt erreicht.

Auf dem Hauptplatze vor dem Gasthof „zum goldenen Adler“, wo der Regimentskommandant sein Absteigquartier genommen hatte, staute sich die Menge etwas. Offiziere und die Beamtenschaft hatten ihm das Geleite gegeben; ehe er sich aber von ihnen verabschiedete, war er an den Seldschitzer Wagen herangetreten, der hier noch hielt, um auch Herrn Bachschneider aufzunehmen. Der Oberst reichte den Trauernden die Hand und sprach namentlich Hanka in Ehrfurcht vor ihrem Schmerz sein herzliches Beileid aus, und seinem Beispiele folgten auch die anderen Herren, so daß hier auf offenem Markt eine förmliche Kondolationscour abgehalten wurde, welcher sich das arme, immer wieder von neuem in Thränen ausbrechende Mädchen nicht entziehen konnte. Aber so sehr sie dies auch wünschte, mußte sie sich doch fügen, da ihre Begleiterinnen viel zu sehr Gefallen an der Situation fanden, zu deren Mittelpunkt sie gewissermaßen doch auch gehörten, um der wohlgemeinten, aber für die Schmerzerfüllte immerhin peinlichen Zeremonie ein rasches Ende zu machen.

„Gehen wir auch hin?“ sagte Proch halb fragend,

halb auffordernd zu Radowitsch, doch dieser drückte sich abseits.

„Das überlasse ich anderen,“ versetzte er. „Da sehen Sie sich nur Baron Schönbach an, wie er sich zierlich macht und auch dem Goldfuchsfohlen die Hand drückt, der Geck der! Sogar am Grabe kokettirte er. Haben Sie nicht gesehen, wie er ihr den Weihwasserwedel überreichte, als ob er ihn gerade aus dem Jordan gezogen? Nein, nein, ich gehe nicht! Daß ich der Alten wieder in die Hände falle wie gestern, als sie mit Frau Gredner die Leiche besuchen kam. Beten, sagte sie, aber statt dessen hat sie mich beim Zipfel gefaßt und in fünf Minuten Zeit gefunden, mir von einem Eisenbahnunfall, der Fettsucht, einer Beinamputation, einem Fall von schwarzen Blattern, zwei Typhus- und einigen Scharlachfällen zu erzählen. Ich fühlte mich selber ein ganzes Spital. Danke schön!“

Es war ihm voller Ernst, und er suchte unbeachtet zu entkommen. Proch hingegen trat an den Wagen heran. Es war ihm dies nicht bloße Höflichkeitssache, tiefes Mitgefühl trieb ihn, der Weinenden auch seinerseits ein herzliches Wort zu sagen. Er streckte ihr die Hand hin, wie alle anderen gethan, aber sie that nicht, wie früher bei

jedem, ob er ihr bekannt oder unbekannt gewesen, und reichte die ihrige nicht. Es war kein Uebersehen, wie es den weiter Entfernten erscheinen mochte. Zu nahe stand er, als daß er den Blick nicht wahrgenommen hätte, der ihn traf, und selbst die zuckenden Lippen hatten eine andere Krümmung angenommen, ehe sie hinter dem nun wieder an die Augen geführten Tuche verschwanden.

Es war unmöglich, diese Regung zu mißverstehen, und im Nu flammte auch ein Blitz des Unwillens in Proch auf, doch gab er demselben weder durch ein Wort noch durch eine Geberde Ausdruck; er wandte sich nur dem kleinen Bruder Hankas zu, und dieser schlug auch herzhaft in die dargebotene Hand.

„Und ich fahre wieder mit Ihnen nach Hause,“ sagte das Bürschlein, „bitte, helfen Sie mir heraus.“

„Franz, Du bleibst,“ befahl jetzt plötzlich seine Schwester, „Du sollst fremden Leuten keine Ungelegenheiten machen!“

Der Kleine aber lehnte sich mit Entschiedenheit auf.

„O, Herrn Proch mache ich keine Ungelegenheit. Er läßt mich auf dem Bocke sitzen, da kann ich die Pferde sehen und hier ist für mich doch kein Platz.“

Er hatte recht. Da Herr Bachschneider einzusteigen im Begriffe stand, wäre er doch der fünfte und, so wenig Raum auch sein elfjähriges Körperchen einnahm, jedenfalls ein Hindernis der Bequemlichkeit gewesen. Zudem war er ja schon mit Proch hieher gekommen und hatte keine Ahnung, aus welchen Beweggründen dessen Antrag, Pferde und Wagen der Familie im Riedhofe zum Leichenbegängnisse zur Verfügung zu stellen, abgelehnt worden war. Für Hanka hatte dann das Anerbieten der Seldschitzer Damen, die sich eine solche Gelegenheit, in den Vordergrund zu treten, nicht entgehen lassen wollten, Auskunft geschaffen. Von der Mutter wurde es selbstverständlich gefunden, daß sie der erschütternden Feierlichkeit fern blieb, für Fränzchen und Herrn Leitermann aber wäre nur eine gemietete Chaise aus dem Dorfe geblieben, wenn Proch nicht selbst vorgefahren wäre und darauf bestanden hätte, sie beide mit in seinem Gefährt aufzunehmen. Und das war für Franz eine Lust gewesen, die im Vereine mit dem Frohgefühl, durch diese unerwarteten Ferien aus seinem Institut in Prag für einige Tage erlöst zu sein, beinahe den ehrlichen Kummer überwog, den das kleine Herz um den verlorenen Bruder empfand und ihn wenigstens auf so lange verdrängte,

als die Beschäftigung mit den Pferden währte. Der kleine Mann zeigte ebenfalls schon ein ungemeines Interesse für dieselben, und der Oberst hätte ihm eine große Freude gemacht, als er ihn vorhin fragte, ob er in ihm einen Ersatzmann an des Bruders Stelle im Regimente zu erwarten habe. Fränzchen war heute schon Dragoner mit Leib und Seele. Wie ein Voltigeur schwang er sich über den Schlag, doch hatte ihn Proch glücklicherweise unter den Armen gefaßt und hob ihn sicher zur Erde.

„Wird er aber auch gut aufgehoben sein bei Ihnen, einem so tollkühnen Reiter und Fahrer? Man wird so ängstlich.“

Das kam von Giselas Lippen. Sie hatte ihr Gespräch mit Baron von Schönbach, der am andern Schlage stand, unterbrochen und war auf Fränzchens Platz hinübergerückt, um dem Vater Raum beim Einsteigen zu geben.

Die Besorgnis äußerte sich im unrichtigen Moment, und Proch, dem noch der Unmut im Blute lag, nahm sie übel auf. Kam sie doch wie ein Vorwurf von Hanka selbst, die ihr voriges Verhalten gegen ihn noch empfindlicher machte, indem sie einem eben herantretenden Nachzügler, dem Bürgermeister des Städtchens, welchen sie wohl nie vorher gesprochen,

auf das lieblichste mit Wort und Händedruck für seine Teilnahme dankte. Es war das Proch nicht entgangen, und der Aerger darüber kehrte sich gegen diejenige, welche ihm gerade Gelegenheit bot, denselben auszulassen.

„Sie können ganz ruhig sein, ich stehe mit meinem Leben für das seinige und weiß Unheil zu verhüten, wo man mir die Verantwortung überläßt," sagte er etwas herb. Dann konnte er sich aber nicht enthalten, auch noch ironisch hinzuzufügen: „Sie sentimental? Ich hätte Sie dessen wirklich nicht fähig gehalten!"

„Glauben Sie denn, daß ich gar kein Herz habe?" fragte sie mit einem ihrer kokettesten Blicke, der ihm eine leise, eindringliche Gegenfrage so nahe als möglich legte.

Proch aber war für solche Liebespfeile völlig unempfindlich geworden. Er fühlte, als wollten sich seine Achseln mit unwillkürlichem Zucken heben, doch kämpfte er den Nervenreiz nieder und neigte sich, einem plötzlichen Gedanken nachgebend, zu Gisela, so daß nur sie ihn verstehen konnte.

„Beweisen Sie es," sagte er rasch, „indem Sie Ihren Vater bitten, auf meinen gestrigen Vorschlag einzugehen!"

Dies war nun allerdings nicht die Erwiderung, welcher sie entgegengesehen, und das flüchtige Rot, das in ihre Wange getreten, schwand wieder aus derselben, nur ihr Blick blieb fest und fragend auf ihn gerichtet, auch als sich der Wagen schon in Bewegung setzte.

In Hankas Augen suchte Proch, mit all den anderen die Abfahrenden grüßend, dagegen vergeblich nach einem, der ihm gegolten hätte, und er sah sie immer noch vor sich, als sie seinen Blicken schon längst entrückt war. Dies blasse Antlitz, diese selbst in schmerzlicher und trotziger Krümmung noch schönen Lippen, den sogar durch den Thränenschleier noch zündend hindurchzuckenden Blitz der mächtigen Augen, der ihn schon neulich aus ihrer Nähe verbannt hatte. Ihm schien es, als habe er dies Mädchen damals zum erstenmale gesehen und doch war sie ihm schon als Kind und seit ihrer Rückkehr aus dem Pensionate wiederholt hier und dort begegnet, allerdings ohne daß er sich, gegen die sonst übliche Sitte auf dem Lande, bemüht hätte, eine Annäherung an die Familie zu suchen, die er doch eigentlich zu seinen Nachbarn zu zählen hatte, und mit deren Sohn er gleich wie mit den anderen Offizieren bei sich zu Hause oder auch im Städtchen ziemlich häufig Umgang pflegte. Mit dem Bruder befreundet, wenn

auch nur oberflächlich, hatte er die Schwester gar nicht beachtet, das war im Grunde genommen eine Unart, aber dafür verdiente er doch keine so harte Strafe. Es blieb betrüblich, daß er nun erst mit der Familie in Berührung kam, wo dieselbe ihm mit einem Vorurteile, mit sichtlicher Abneigung entgegentrat, wie viel leichter hätte er es im andern Falle gehabt, ihr seine Hilfe anzubieten. Nun zeigte man sich für dieselbe beinahe unnahbar, und doch — man sollte dieselbe nicht zurückweisen!

„Aber wo sind denn die Pferde?“ fragte der kleine Franz an seiner Hand und riß ihn damit aus seinen Gedanken.

„Wir wollen nachsehen,“ meinte er und schritt mit seinem Begleiter dem Thor des Gasthofes zu.

Da kam ihm aber schon Leitermann entgegen, der heute in der abgetragenen, viel zu weit gewordenen Feiertagskleidung noch viel gebrochener und melancholischer dreinsah als bei seinem ersten Zusammentreffen mit Proch.

„Es ist ein Eisen locker geworden,“ meldete er mit kläglicher Stimme, als bringe er eine große Unglücksbotschaft; „der Kutscher hat das Pferd zum Schmied geführt, wie mir der Stallknecht sagt, aber er wird bald wieder zurück sein.“

„Das ist ja noch kein Schicksalsschlag," versuchte Proch zu scherzen. „Ob Sie nun ein bißchen früher oder später heimkommen, wird keinen Unterschied machen."

„Es ist nicht das," entgegnete der Verwalter seufzend.

„Nun, was denn?"

„Ein Schicksalsschlag, ein wirklicher Schicksalsschlag droht!" Er neigte sich näher zu Proch, damit der Knabe ihn nicht verstehe. „Man will eine Schuld des verstorbenen jungen Herrn einklagen. Es ist entsetzlich, der Mensch läßt sich nicht abhalten."

„Reifel?"

Verwundert sah Leitermann auf.

„Sie wissen schon? Ja, er hat eben mit mir gesprochen."

„So, so! Da aber der Verstorbene noch unter Vormundschaft stand, ist die Verschreibung ungiltig."

„Ja, ja, gesetzlich allerdings, aber —"

„Was aber?"

„Glauben Sie denn, Herr von Proch, daß die Familie das auf sich sitzen lassen kann?"

Proch zuckte die Achseln und meinte mit sarkastischem Lächeln:

„Das ist gar nicht so selten, mein lieber Herr

Leitermann, und soll auch bei sehr hochstehenden Familien vorgekommen sein. Ich habe einst selbst dafür büßen müssen, daß ich die Thorheit beging, für den Sprößling einer solchen gutzustehen. Diesmal wird doch der weniger Unschuldige bestraft."

Der Verwalter schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Wenn es nach mir ginge, freilich — aber — das thun die Frauen nicht. Ein Fleck auf der Ehre des Toten! Bewahre, da wird lieber alles zu Grunde gerichtet!"

„Das ist ja eigentlich brav und ehrenhaft, wissen Sie, mein lieber Leitermann," fiel Proch dem Jammernden ins Wort.

„Aber wo nichts ist —! Ich habe es ja voraus gewußt, daß es so kommen wird, nun ist das Unglück da. Das ist der letzte Stoß!"

Proch fühlte sich seltsam bewegt bei den Klagen dieses Mannes, der sich mit dem Lose der Familie, welcher er diente, so eng verwachsen hatte, als ob es sein eigenes wäre, und das brachte ihm denselben um ein gut Stück näher, obwohl er bisher für dessen Mattherzigkeit und Kraftlosigkeit nicht eben besondere Sympathie empfunden hatte.

„Gehen Sie mit Franz hinein ins Gastzimmer," sagte er, ihm freundlich die Hand auf die Schulter

legend. „Trinken Sie zusammen ein Glas Wein, das wird Ihnen gut thun. Der Kellner soll Ihnen von meiner Sorte geben. Da stärken Sie sich ein wenig, bis der Wagen vorfährt. Ich habe unterdes noch einen Gang."

Er war bald von demselben zurück. Reifel, den er aufgesucht, hatte er nicht zu Hause gefunden. „Soeben weggefahren in Geschäften," lautete die Auskunft. Er mußte sein Vorhaben vertagen und nahm sich vor, am andern Morgen wieder hereinzufahren, bis dahin war ihm wohl auch etwas eingefallen, denn zur Stunde wußte er ja nicht einmal recht, wie er den um sein Geld besorgten Mann zu einem Vergleich oder doch zu einem vorläufigen Hinausschieben jeden weitern Schrittes bewegen sollte. Er war eben nur seiner Eingebung gefolgt, in dem unbestimmten Wunsch, etwas zu thun; besser war es jedoch jedenfalls, wenn er schon mit einem überlegten Plan an den Gläubiger herantrat, den die Ungewißheit bis dahin auch vielleicht zugänglicher für einen solchen gemacht haben mochte.

Als er in das zu dieser Nachmittagsstunde fast leere Gastzimmer trat, war Wenzel mit dem Pferde noch nicht aus der Schmiede zurück.

„Wir können ja langsam vorangehen," schlug er

vor. Er nötigte seine beiden Gäste noch, die Flasche zu leeren, wobei er selbst mit ihnen anstieß, hinterließ, nachdem er bezahlt, die Befehle für seinen Kutscher und machte sich mit seinen Begleitern auf den Weg.

Bald hatten sie die stillgewordenen Gassen im Rücken, und die ländliche Umgebung führte das Gespräch von selbst auf das dem Verwalter zunächstliegende Gebiet, auf die Bewirtschaftung von Grund und Boden. Nicht eigentlich er, sondern Proch hatte das Thema gewählt und ein ganz bestimmtes Ziel dabei im Auge. Die schon neulich auf dem Riedhofe gestreiften Verhältnisse des Gutes kamen dabei zur eingehenderen Erörterung, und selbst Leitermann mußte zugeben, daß eine Möglichkeit sogar in der gegenwärtigen Lage noch vorhanden war, dasselbe aus seinem Verfalle zu erheben.

Proch sprach mit Umsicht und mehr Sachkenntnis, als der Oekonom von Fach ihm zugetraut hatte, und belegte jede seiner Anschauungen, die eigentlich wie Vorschläge klangen, mit triftigen Nachweisen.

„Sie sagen, es sei keine Nahrung für den ausgesogenen Boden da,“ widerlegte er die letzte der Einwendungen, „der Viehbestand müsse zuerst gehoben werden, und das ist ganz zutreffend, aber

doch erst für den Feldfrüchtenbau. Man muß zwar das höchste Ziel im Auge haben, jedoch es nicht mit einem Sprunge, sondern nur allmälich erreichen wollen und sehen, was überhaupt zu machen ist und wie man auf die nächst höhere Stufe gelangen könne. Daß Herr Gredner das nicht gethan, sondern zu plötzlich zu Erfolgen kommen wollte, war auch, wenn ich Sie recht verstanden habe, sein Hauptfehler, in den wollen wir nicht wieder verfallen. Unter den gegebenen Bedingungen bleibt nur der Rübenbau, der bedarf keines Dungmittels. Der Boden ist gerade für diesen Anbau frisch und fast urkräftig, man muß nur versuchen, die allzu große Feuchtigkeit abzuleiten, vor allem in den Riedfeldern Abzugskanäle eröffnen, und das ginge ja, soviel ich nach der Lage schließe."

„O, ganz gut!" fiel der Verwalter, von der Bestimmtheit, mit welcher Proch seine Pläne darlegte, hingerissen, lebhaft ein. „Es ist eine sanfte Abdachung, welche sogar die Anlage von Kanalisirungen ermöglicht, die auch für alle Fälle den nötigen Wasserbedarf in Trockenjahren sicherstellen würden. Das müßte den größten Vorteil bringen, denn der Grund ist gut und die Humusschichte stellenweise an neun Fuß stark."

„Da sehen Sie! Es wäre ja eine reine Sünde, nicht daran zu gehen.“

„Ja, aber —“ stammelte Leitermann wieder, in seine kleinmütigen Bedenken verfallend, fast wehmütig, „das kostet Geld und Arbeit.“

„Die müssen eben darangesetzt werden!“ erklärte Proch mit Nachdruck. „Zunächst Entwässerung und Lockerung des Grundes, damit die Rübe gedeiht, deren Ertrag zur weitern Entwicklung helfen muß. Man bereitet nach und nach den Boden vor und kann mit einem kleinen Viehstand anfangen, der alljährlich eine Vergrößerung des Anbaus von Getreide oder anderen Feldfrüchten und Viehfutter ermöglicht, denn das Gut darf nicht von der Fabrik abhängen und von deren Stehen und Fallen, es soll nicht in der Rübe aufgehen, sondern aus der Rübe hervorgehen. Verstehen Sie mich? Das ist meine Meinung!“

„O, ich verstehe, ich verstehe, und es wäre sehr schön, aber — erlauben Herr von Proch die Frage — wohin mit der Rübe? Das war ja schon meine Sorge. Wir selber können nicht sieden und Herr Bachschneider will sie nicht.“

„Er wird wollen,“ entgegnete Proch, leise lächelnd, „das kann ich Ihnen unter vier Augen sagen!“

„Wirklich?“ Es war ein Blick voll freudigen Erstaunens, mit dem Leitermann diese fast unglaubliche Versicherung aufnahm.

„Sie müssen das Geheimnis aber hüten, sowie das der weiteren Pläne, von denen wir eben sprachen, wie einen Schatz. Beim ersten unvorsichtigen Wort verschwindet er!“

„O, wenn es von der Verschwiegenheit allein abhängt — aber wie soll eine derartige Sinnesänderung —“

„Er muß eben zugreifen, wenn er sieht, daß er die Aecker selber nicht bekommt.“

Jetzt stand Leitermann still. Es war wieder das traurige Kopfschütteln von zuvor, wenn auch nicht ganz dieselbe Niedergeschlagenheit wie bei ihrer ersten Unterredung über diesen Gegenstand, denn Prochs Zuversicht hatte doch auch dem müden Herzen, das Freude und Hoffnung fast verlernt, ein wenig Vertrauen eingeflößt.

„Ja, das ist es eben, wie soll er sie nicht bekommen, wenn er will?“ Der Stoßseufzer klang aber diesmal doch minder ergeben, und es drückte sich etwas darin wie das schwache Aufbäumen einer gelähmten Kraft aus. „Wenn ein Mann da wäre, der alles in die Hand nähme, aber das Frauenregiment!“

Und nun machte er seinem gepreßten Gemüte Luft, und er konnte dies ohne Besorgnis, von unberufenen Ohren gehört zu werden, da der kleine Franz, des langweiligen landwirtschaftlichen Gespräches längst müde, sich von ihnen abgelöst hatte, bald eine Rute vom Strauche schnitt, bald mit Steinen nach einer Krähe warf und zuletzt ein wenig zurückgeblieben war, um von einer kleinen Höhe des Hohlwegs nach dem noch immer nicht erscheinenden Wagen auszuspähen. Der ungewohnte starke Wein hatte zudem Leitermann warm gemacht und seine Zunge gelöst, so daß er, was er neulich nur leise gestreift, jetzt ausführlicher und mit weniger Rücksicht vor seinem plötzlich schweigsam gewordenen Zuhörer darlegte.

Von dem Leben und den Beziehungen in der Familie seiner Herrschaft erzählte er. Wie gutherzig und nachgiebig Frau Gredner eigentlich von jeher gewesen und wie sich das nur im Laufe der Zeit allmälich in Schwäche und Vorurteil verwandelt, da sie schon unter ihrem Gatten niemals ein Wort zu sagen gehabt und sich so nach und nach daran gewöhnt hatte, alles von anderen zu erwarten, alles aber auch anderen zuzuschieben. Und darunter gehörte ebenfalls, und vielleicht sogar in erster Linie,

was durch ihre eigene Vernachlässigung oder durch ihr seltenes, dann aber auch meist falsches persönliches Eingreifen veranlaßt war. Folgte sie ja in der Regel dabei nicht ihrer eigenen Eingebung oder ruhigem, sachkundigem Rate, sondern fast einzig und allein irgend einer momentanen Gefühlsregung und so indirekt jener lenkenden Hand, welche dieselbe klug zu benützen wußte. Und diese Hand! O, wie oft mochte der nie zu Wort kommende, zurückgesetzte Mann deren knöcherne Härte empfunden haben, daß er jetzt in solch starken Tönen seinem Widerwillen gegen dieselbe Ausdruck gab!

Wohl war ja nicht zu leugnen, daß Frau Schuselka es im ganzen mit ihrer Herrin und der gesamten Familie im Grunde gut meinte, nur war da nicht mehr Verstand als bei der nächstbesten Gänsemutter, die auch ihre Kleinen behütet und jeden, der in die Nähe kommt, zornig anschnattert, ohne auch nur zu wissen, ob er sich mit guten oder schlimmen Absichten trägt. Da sie Frau Gredner aufgezogen und dann später, nachdem sie schon den Gärtner geheiratet, auch noch als Kinderfrau im Hause geblieben, war ihre Liebe zu derselben nur natürlich, aber mit der Zeit in eine herrschsüchtige Bevormundung übergegangen, der sich einzig der

verstorbene junge Herr zu entziehen gewußt, weil er teils durch freundliche Schmeichelei, teils durch seine sonnige, übermütige Laune ganz dieselbe Herrschaft über die alte Tyrannin ausübte, wie diese über das Haus. In ihm sah sie, wie die richtige Mutter, einen Halbgott, er durfte alles thun, er war schon als Knabe das Gestirn, um das sich alles drehte, das von allen bewundert, angebetet wurde. Gegen ihn hatte Frau Schuselka keinen Willen, dem sich sonst ja alles beugen mußte, selbst Fräulein Hanka, die doch eigentlich noch am ehesten angethan war, ihr die Spitze zu bieten, denn in dieser jungen Mädchennatur, da lag wohl etwas von ihrer eigenen Zähigkeit und Entschiedenheit, die sich, ganz im Gegensatz zu der Schwäche der Mutter, herausgebildet hatte — man mochte beinahe meinen, als eine gewisse Uebertragung von der Pflegerin auf das Kind.

„Ja, Fräulein Hanka hätte schon das richtige Zeug," schloß Leitermann seine Mitteilungen, da er den Knaben winkend und rufend von seinem erhöhten Standpunkt herabspringen sah, noch rasch mit gedämpfter Stimme, „aber von der Wirtschaft versteht sie eben auch nichts, denn die Alte wehrt eifersüchtig alle Einmischung ab. Sie würde sich lieber zu Tode rackern, als daß sie einen ihrer Schlüssel

abgäbe, mag sein, aus Liebe zu den armen Kindern, wie sie sagt, wobei die gnädige Frau auch mit inbegriffen ist, die sie am allermeisten verhätschelt, im Grund aber doch zumeist aus Eigensinn. Und so vermag Fräulein Hanka auch keinen Finger zu rühren; es fehlt just an der männlichen Hand, auf die sie sich stützen könnte."

„Und die Ihre?"

„Ach Gott, die meinige! Ich meine das ganz anders."

Das klang so resignirt, daß es nicht des schwachen Schimmers von Lächeln bedurfte, um erkennen zu lassen, wie wenig Kraft und Einfluß sich der kleine Mann zutraute, der mit seiner Frau auch den ihm selber so notwendigen Halt verloren hatte.

Proch war seinen Ausführungen schweigend und besonders dem letzten Teil mit gespannter Aufmerksamkeit und einer wachsenden Unruhe gefolgt, die sich äußerlich allerdings nur durch das lebhafte Spielen mit dem langen dunkelblonden Schnurrbart kundgab, das bei ihm in Momenten des Nachdenkens oder der Erregung Gewohnheit war. Er fing mit liebevoller Vorsicht den kleinen Tollkopf, der wie ein Sturmwind die Wand des Hohlwegs herabsauste, in seinen Armen auf.

„Und nicht wahr, ich darf ein wenig kutschiren?“ bettelte der Knabe.

„Das sollst Du, Franz, aber dann muß ich bei Dir auf dem Bocke sitzen, damit Du auch richtig die Zügel führst. Und das wird nicht wohl angehen heute, weil sonst Herr Leitermann bei dem Kutscher sitzen müßte.“

„O, das macht ja nichts. Da wird er wie der Bediente aussehen. Das ist vornehm!“

„Aber nicht anständig,“ bemerkte Proch ernst, „wenn man einem braven Mann den Anspruch auf Achtung verweigert, die ihm und seiner Stellung gebührt.“

Franz wurde über und über rot, die Rüge kränkte ihn, man konnte es ihm ansehen, doch blieb er nicht trotzig, sondern ging vielmehr auf den Verwalter zu und reichte ihm, wenn auch stumm und kindlich schüchtern, doch ehrlich die Hand.

Leitermann, dem derlei noch nicht begegnet sein mochte, wurde von dieser Abbitte ganz gerührt, er drückte das Händchen in der seinen und protestirte auf das eifrigste dagegen, daß er sich beleidigt gefühlt, sowie auch gegen die Sitzordnung, welche Proch eingehalten wissen wollte wie auf der Herfahrt. Und so mußte dieser den lebhaften Bitten

denn endlich nachgeben, und Fränzchen fand doch noch zu seiner großen Genugthuung auf dem mittlerweile herangekommenen offenen Wagen seinen Platz neben Proch, der selbst die Zügel ergriff, um sie, als die Pferde erst im Gange waren, für eine Weile unter seiner Anleitung in die kleinen, vor Glück zitternden Händchen zu legen.

Die Fahrt war für den Knaben eine Seligkeit, die seiner Meinung nach nur allzu kurz dauerte, und seine Freude, hinter welche alle Trauer zurücktrat, übte auch auf Proch eine solche Wirkung, daß er für den Augenblick das vorhergegangene Leichengepränge und die ganze damit zusammenhängende Lage vergaß. Er wurde erst neuerdings daran erinnert, als er das zuletzt selbst wieder in Hand genommene Gespann aus dem Dorf in die Ebereschenallee einlenkte.

Da sah er halbwegs nach dem Riedhof eine Gruppe vor sich, die mit einemmale wieder alle Erinnerungen erweckte und zugleich durch einen blitzschnellen Schluß ihm auch zu klarem Verständnis kam.

Auf der Straße, und dieselbe fast versperrend, daß er selbst anhalten mußte, stand eines jener einspännigen Halbdeckwägelchen, wie sie auf dem Lande

viel gebraucht werden. Der Herr, welcher offenbar vor kurzem erst aus demselben gestiegen, war Reifel. Er hielt ein Papier in der Hand und sprach lebhaft mit Fräulein Hanka, die noch nicht zu Hause gewesen sein mußte, da sie noch denselben Anzug, Hut und Schleier trug wie beim Begräbnis, und wenige Schritte weiter, auf einem Schotterhaufen, saß ihre Mutter, ebenfalls in tiefer Trauer zum Ausgange gekleidet, das Gesicht in ihr Taschentuch vergraben, während Frau Schuselka, über sie geneigt, von Zeit zu Zeit belfernde Worte in das Zwiegespräch einwarf und, den hagern Oberleib halb aufrichtend, ein großes Gebetbuch gegen den Kaufmann erhob, als ob sie damit einen Angriff abwehren oder einen bösen Geist beschwören wolle.

„Und nicht einmal an einem solchen Tage hat man Ruhe!“ konnte Proch jetzt von ihrem Gezeter verstehen. „Es ist Unverschämtheit! Wäre er in die Kirche gekommen, wäre noch schöner gewesen, als daß lauert er uns auf hier wie Räuberhauptmann hinterlistige, verschmitzte!“

Das Zusammentreffen deutete sich von selbst. Frau Gredner war, da sie der Trauerfeierlichkeit nicht beiwohnen konnte, mit ihrer Dienerin wenigstens in die Dorfkirche gegangen, um da zu beten. Hanka

hatte sie offenbar dort getroffen, nachdem sie von der Familie Bachschneider abgesetzt worden, und auf dem Heimwege waren die Damen von Reifel eingeholt worden, dessen eilige Ausfahrt in Geschäften nun auch ihre Erklärung fand.

Diesmal wurde Frau Schuselkas Entrüstung von Proch in vollem Maße geteilt. Nachdem er die Zügel dem Kutscher hinter ihm übergeben, sprang er rasch vom Wagen und trat, ohne auch nur an einen Gruß zu denken, auf Reifel zu, den er hart am Arme faßte.

„Was haben Sie hier zu thun?“ herrschte er ihn an.

Der Geldverleiher war betroffen und suchte sich, ein paar Worte stotternd, von dem Griffe loszumachen, indes Frau Schuselka ihre Anwürfe fortsetzte.

„Will er uns pfänden, der freche Mensch, und alles verkaufen, auch unser schönes Milchkalb, hör' ich! Hat er es auf uns abgesehen, dieser boshafte Straßenräuber, aber lassen wir sich das nicht gefallen, soll er nur gehen und wer ihn geschickt hat, arme Witwen und Waisen zu berauben. Wird sie Gott schon alle strafen. Wo ist da Gerechtigkeit auf Erden, wenn man uns bringt um Hab und Gut und wegführt unsere letzte Kuh samt herzige Kalberl?“

Dieses Verbohren in die, wie es schien, bei ihr fix gewordene Idee, über die sie alles Maß für die Höhe der auf dem Spiele stehenden Summe verlor, hätte Proch zu einem Lächeln reizen können, wäre er nicht von seiner tiefen Empörung völlig übermannt gewesen.

„Was haben Sie hier zu thun?“ wiederholte er heftig seine Frage und schüttelte den Arm, welchen er noch nicht losgelassen. „Sie wissen doch, daß Sie nichts zu fordern haben!“

„Aber ich bitte, Herr von Proch, ich habe es doch schwarz auf weiß!“ verteidigte sich der ganz bleich Gewordene ängstlich. „Und ich habe ja nur mit den Damen zu thun!“

„Sie sollen ja alles haben, alles!“ rief Frau Gredner weinend und verzweiflungsvoll hinüber. Ihr weiches, blasses Gesicht, auf dem ein Ausdruck tiefen Kummers und unbestimmter Furcht lag, war von Thränen überströmt, während sie die Hände im Krampf um das nasse Tuch rang.

„Sollen Sie sich nicht aufregen, Gnädige,“ sprach Frau Schuselka so barsch drein, daß es mehr wie ein Befehl klang. „Er soll nur kommen, er, ich will ich ihm schon zeigen, diesem nichtsnutzigen Mensch!“

„Ach Gott, ach Gott!“ ächzte Frau Gredner . . . „Was haben wir denn gethan, daß man uns so verfolgt? Ernst, mein Ernst, warum hat man Dich uns entrissen? Es sind ja nichts als Intriguen, die man spinnt, noch gegen seine Ehre im Grabe. Verbündet sich denn alles! Die, denen er im Wege gestanden im Leben, haben alles über uns gebracht und sollten ihm doch nun Ruhe gönnen! Seine Unterschrift — ich kann es, kann es nicht glauben! Wer weiß, wie man sie ihm abgepreßt — sie kann ja auch gefälscht sein — ich kann es nicht glauben!“

Und sie brach von neuem in Schluchzen aus.

„Gnädige Frau, ich bin ein ehrlicher Mann,“ verteidigte sich Reifel, „und eine Beleidigung brauch' ich mir nicht gefallen zu lassen —“

Er wollte noch weiter sprechen, Proch aber herrschte ihm ein „Schweigen Sie!“ zu. Trotz der Kränkung, die auch ihm angethan worden, trotz der wiederkehrenden Verdächtigung, trotz der Widersprüche fühlte er Mitleid mit dieser schwer heimgesuchten Frau, deren gramvollem Mutterherzen er nicht zürnen konnte.

„Sie mißbrauchen die Gelegenheit,“ sagte er scharf zu Reifel, und halb zu Frau Gredner gewendet, fuhr er fort, „die Damen sind nicht gesetz-

kundig, aber ich kann Sie versichern, daß die hier erhobenen Ansprüche null und nichtig sind!"

„Das sind sie nicht!" wendete hier Hanka plötzlich ein, und ihre Stimme klang herb und unwillig. „Ich habe den Schuldschein gelesen, und es ist wahrlich nicht schön, uns Ratschläge zu erteilen, die den Toten auch noch um seine Ehre bringen sollen. Was er unterschrieben, dafür sind wir verpflichtet, nachdem er sein Wort nicht mehr selber einzulösen vermag. Es muß und wird eingelöst werden!"

„Sehen Sie, die Damen —"

Proch ließ den Geschäftsmann nicht zu Worte kommen. Eine tiefe Falte hatte sich in seine Stirn gelegt und voll begegnete er ihrem blitzenden Auge, vor dem sich das seine diesmal nicht senkte.

„Gut, es wird eingelöst werden!" sagte er mit entschiedenem Nachdruck. „Aber nicht hier, nicht jetzt. Ich werde es nicht dulden, daß man in solcher Stunde ein zerrissenes Herz noch weiter quält!"

„Aber wenn doch die Damen —"

„Nicht ein Wort mehr! Sie haben gehört, was das Fräulein und ich gesagt haben, das muß Ihnen genug sein. Hier ist Ihr Wagen!"

„Mein Herr —" begann Hanka stockend, aber

auch ihr erlaubte Proch in seiner Gereiztheit nicht, weiterzusprechen. Er zog, was er bisher versäumt, den Hut und verbeugte sich vor Frau Gredner.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, Ihren Weg beruhigt fortzusetzen," sagte er ehrfurchtsvoll und ein wenig ruhiger, jedoch immer mit Bestimmtheit; „und fürchten Sie keine Intriguen, es wird Sie niemand behelligen!"

Das bittere Wort hatte er doch nicht zu unterdrücken vermocht, aber er hielt den Hut noch in der Hand und folgte den Frauen mit den Blicken, bis die Mutter mit dem sich an sie schmiegenden Knaben, der sich, verschüchtert, nur flüchtig von ihm verabschiedet hatte, und gefolgt von ihren Begleiterinnen, hinter denen Leitermann wie zum Schutze die Nachhut bildete, in das Thor getreten war.

Jetzt erst wendete er sich zu dem mittlerweile in sein Wägelchen gekletterten Geldverleiher um.

„Ihre Angelegenheit soll geordnet werden," sagte er zu diesem im Tone des Befehls, der keinen Widerspruch duldete; „erwarten Sie mich morgen kurz nach der Mittagsstunde! Jetzt aber fahren Sie — voran!"

Sechstes Kapitel.

Über dem Städtchen liegt das Schloß Festenstein auf einem ziemlich geräumigen Felsplateau, das, einstens von weitläufigen Mauern und Wallgängen geschützt, einen Zufluchtsort in allen Kriegsläuften und einen sichern Verteidigungspunkt gegeben, bis eines Tages der übermächtige Feind auch den jungfräulichen Festenstein bezwungen und beim Abzuge die Bollwerke in die Luft gesprengt hatte. Seit der Schwedenzeit liegen die Befestigungen in Trümmern, aber was davon übrig ist, stört nicht und macht nicht den Eindruck des Verfalls, sondern dient in seiner malerischen Epheuumhüllung nur als geschickt verwendete Zierde der schönen Parkanlagen, welche nunmehr die ganze Gipfelfläche und selbst zum Teil die Abhänge bedecken und das sogenannte neue Schloß umgeben, ein aus der Mitte des vorigen

Jahrhunderts stammendes, etwas nüchternes Bauwerk, das aber durch seine großartig entworfenen Linien und durch seine überragende Lage ein wirklich seigneuriales Ansehen gewann. Die Bedeutung dieses stolzen Sitzes, zu dem ein ausgebreiteter Waldbestand bis weit ins Gebirge hinein gehört, wurde noch dadurch gehoben, daß der gegenwärtige Eigentümer, Fürst Johann Tattenberg, alljährlich während der ganzen Jagdzeit im Herbst und sogar einen oder den andern Frühlingsmonat auf demselben zu verweilen pflegte, was, da der Fürst auch mit den politischen Führern in lebhafter Verbindung stand, ein reges Zu- und Abreisen der Gäste und Leben in das Städtchen brachte, das immer noch eine gewisse Zusammengehörigkeit mit dem Schlosse bewahrte und durch verschiedene Vergünstigungen und Zuschüsse auch in steter Abhängigkeit gehalten wurde.

Es hatte kaum elf Uhr geschlagen, als am Tage nach dem Begräbnisse Proch die Treppen des kürzesten Weges zum Schloß emporstieg. Sein Auge wendete sich weder der sich immer erweiternden Aussicht noch den auch um diese Jahreszeit reizenden Gartenpartien zu, welche eine künstlerische Hand über den Hang gebreitet und selbst zwischen die Felsen geschmiegt, starr sah er vor sich hin, und

seine Miene war keineswegs heiter oder auch nur ruhig wie die eines gewöhnlichen Besuchers, der Zug um Mund und Augen kündete vielmehr feste Entschlossenheit, wie sie etwa in jener entlegenen Zeit den todesmutigen Glaubensstreiter hinangetrieben, der als der erste die Wälle des Festensteins erklettert und dort das siegreiche blaugelbe Banner aufgepflanzt hatte.

Er that einen tiefen Atemzug, als die oberste Terrasse erreicht war, und einen Moment hielt er zögernd an, ehe er, mit einem Ruck das innere Hemmnis überwindend, ins Schloß trat. Der Thürhüter hatte bereits bei seiner Annäherung die Glocke gezogen, und der dadurch herbeigerufene Lakai nahm mit einer tiefen Verbeugung Prochs Karte in Empfang. Der Besitzer von Waldhaus war hier ein seit seinen Jünglingsjahren nicht mehr gesehener Gast, und die ganze Zeit, während welcher der nun entschiedene Prozeß schwebte, mit der fürstlichen Familie nur sehr wenig in Berührung gekommen, die Dienerschaft kannte ihn aber doch, und so wurde er auch jetzt ohne weiteres gebeten, einen Augenblick in den kleinen Salon einzutreten, dessen Thüre ihm der Diener ehrerbietig öffnete.

Es war das ein Gemach, eigens mit der Bestimmung, den Besuchern oder Tischgästen die

Möglichkeit zu bieten, nach dem beschwerlichen Anstieg, falls sie zu Fuß kamen, ein wenig auszuruhen und die Toilette zu ordnen. Im Erdgeschosse gelegen, nahm es den Ankommenden behaglich auf und erleichterte ihm in jeglicher Weise das mitunter unausweichliche Warten. Ein kleines Feuer brannte im Kamin, ein mächtiges Billard nahm die Mitte des Raumes ein, Zeitungen und Mappen mit Kunstblättern lagen auf den Tischen und bequeme Sitze luden den Müden ein.

Aus einem anstoßenden Gemache tönte unter sehr geübter Hand ein Klavier, das aber bei Prochs Eintritt verstummte, das feine Ohr des Spielenden mußte das Gehen der Thüre vernommen haben. Im nächsten Momente schon trat Baron Schönbach im elegantesten Morgenanzug unter der Portière hervor und eilte dem Ankömmling auf das angelegentlichste entgegen, als ob dessen Besuch eigentlich ihm selber gelten würde.

„Sie da, mein lieber Herr von Proch? Welch angenehme Ueberraschung! Das ist schön, daß Sie auch einmal heraufkommen. Man wird die günstige Gelegenheit wahrnehmen und Sie auf dem Festenstein gefangen halten müssen!“ Es war eine Bewillkommnung in den liebenswürdigsten Formen, die aber Proch durchaus nicht angenehm berührte.

Nur mit merkbarem Widerstreben ließ er seine Hand fassen und in der nachdrücklichen Weise schütteln, die nach englischem Muster als Zeichen besonderer Herzlichkeit gelten soll. Auch beeilte er sich, sofort jedem Irrtum entgegenzutreten.

„Ich bin nur in geschäftlicher Angelegenheit hier und glaubte vom Fürsten erwartet zu sein."

„Ah, ganz recht, ganz recht, in der That! Aber die fürstlichen Herrschaften sind noch nicht sichtbar," erwiderte der Baron, und eine andere Stimme fiel gutmütig scherzend ein:

„Da werden Sie sich in Geduld fassen müssen, wie ich es thue!"

Nun erst gewahrte Proch seinen alten Freund, Doktor Fischer, der bis jetzt in einem weiten Fauteuil am Fenster gesessen, hinter einem großen Zeitungsblatt versteckt, das er, nunmehr sich erhebend, langsam aus der Hand legte.

Zwischen ihm und Proch war die Begrüßung eine weit wärmere.

„Was bringt denn Sie hier herauf, Hermann?" fragte unwillkürlich der Arzt, aber im gleichen Moment auch die Unschicklichkeit erkennend, wozu es nicht erst des scharf einfallenden Schattens auf Prochs Stirne bedurfte, lenkte er unverweilt auf

einen andern Gegenstand über, indem er sein eigenes Hiersein erklärte, was eigentlich überflüssig war, da jedermann in der Gegend wußte, daß der alte Praktiker während des Aufenthalts der fürstlichen Familie in Festenstein ihr Gesundheitsrat war.

„Die Fürstin hat, ehe sie ihren Spaziergang machte, schon einmal nach Ihnen gefragt,“ sagte jetzt Baron Schönbach; „sie schwört nur auf ihren lieben Doktor Fischer und ist eigentlich immer erst wohl, wenn sie wieder hier ist. Ich finde es eigentlich unbegreiflich, warum Sie, Herr Doktor, die Stelle des Leibarztes seit Jahren schon so unerbittlich ausschlagen!“

„Weil ich zu jung für eine solche Sinecure bin!“ scherzte der alte Herr, an dem die beabsichtigte Schmeichelei eindruckslos abgeglitten war.

„Sagen Sie lieber die Wahrheit,“ berichtigte ihn Proch in verehrungsvollem Ernst und doch nicht ohne ein Körnchen Ironie, „Sie haben eben schon einen Lebenszweck — einen weiter gefaßten — den, vielen zu nützen!“

„Und nütze mir dabei selbst,“ ergänzte Doktor Fischer mit gutmütigem Nicken.

„Aber Sie könnten ja Ihre Bezüge feststellen!“ fiel Baron Schönbach seiner Auffassung gemäß ein.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Das sollten Sie als Bibelkundiger doch wissen!"

„Ja, allerdings, allerdings," versetzte der Baron, durch den leisen Spott ein wenig verlegen gemacht, „doch ich glaube, daß man so heilige Worte nicht profaniren sollte."

„Sie deuten ja auch die meinen profaner aus, als sie gemeint sind. Ich wollte bloß aussprechen, daß ich mich nur in meinem weiten, oder wenn Sie wollen, engen Pflichtenkreise wohl fühle, und wenn nicht jung, so doch frisch erhalte."

„Nun denn, ich begreife, aufrichtig gesagt, nicht, wie man sich in die Einsamkeit eines weltentlegenen Nestes verkriechen kann, und das ist ja dies Städtchen den größten Teil des Jahres hindurch, wenn das Schloß leer steht. Wie kann man es aushalten, so von aller Gesellschaft, allen Bildungsmitteln abgeschnitten, wo man nicht im vollen Strome lebt, wenn man nicht besondere Gründe —"

Baron Schönbach führte den Satz nicht zu Ende, er mochte fühlen, daß er im Begriff stand, mit seinen Geständnissen etwas zu weit zu gehen, er, der auch seine wohlerwogenen Gründe hatte, sich monatelang hier in dieser Weltentlegenheit mit der Zwitterstellung eines Gastfreundes und einer Art von Kammerherrn abzufinden.

Der alte Arzt lächelte während dieser Ausführungen nur still in sich hinein. In seinen Blicken leuchtete gutmütiger Sarkasmus, als ob er sagen wollte: „Natürlich! Ich erhalte die Zeitungen volle vierundzwanzig Stunden später und weiß nur den gestrigen Kurs; ich behalte Zeit, meine Bücher wirklich zu lesen, aber ich habe keine Bibliothek zur Verfügung — zum Nichtbenützen, und ich kann abends, wenn ich mich tagsüber ehrlich abgemüdet, nicht mehr banale Ballgespräche mit anhören oder kannegießernd mein Licht leuchten lassen."

Doch sprach er nichts von alledem aus. Wozu das Salz auf eine so fade Zunge streuen, der man doch keinen Geschmack mehr beibrachte?

„Ich kann ja hier auch in die Kirche gehen," erwiderte er schalkhaft, doch sofort in ernsterer Wendung, „und meine Kranken besuchen, und zu mehr habe ich doch nicht Zeit, als Gott zu danken und so vielen Menschen zu helfen, als er mir Kraft verleiht."

„O, das ist freilich gut und schön," erklärte Baron Schönbach gefühlvoll, da er keine andere Antwort fand.

Proch aber zuckte ein wenig spöttisch mit dem Kopfe.

„Loben wir ihn nicht zu sehr,“ meinte er. „Gut und Schön sind doch nur Floskeln der Eitelkeit. Was er thut, ist einfach natürlich, die Folge seiner Anlagen. Er kann nicht anders. Darum ist er eben, was er ist. Oder bestreiten Sie es, lieber Doktor?“

Der Gefragte stand Rede, hatte er doch da ein Verständnis vor sich, dem er nichts vorzuenthalten brauchte.

„Wenn Gut und Schlecht, Schön und Häßlich leere Formeln wären,“ sagte er mit ernstem Eifer, „wie käme es dann, daß der Mensch, mit mancher Selbstüberwindung oft, nach dem Guten, nach dem Schönen strebt? Seien es denn selbstgeschaffene Idole, immerhin bekunden sie einen Zweckbegriff, und der Wunsch, dies abstrakte Ziel zu erreichen, kann nicht gleichgestellt werden der sehr häufig entgegenwirkenden Begierde. Es kämpft sich zwischen diesen beiden ein Kampf aus, der zwar allerdings nach der Kausalität verläuft, aber gerade durch die rein innerliche Verstärkung der geistigen Motive den Beweis für das Vorhandensein des Willens und einer wenn auch eng umschriebenen Freiheit in der Unfreiheit erbringt. Nehmen wir ein Beispiel. Es erscheint mir gut und Pflicht, einen epidemisch Kranken zu

pflegen, ich thue es, wenn ich auch weiß, daß niemand davon erfahren wird, und selbst, wo ich die Ansteckung fürchte — beispielsweise nur. Was nötigt mich nun dazu, wenn nicht die unausgesetzte Aneiferung meines Pflichtgefühls, die stete Unterstützung meines Wunsches, jene natürliche Regung zu Gunsten eines Ideals zu bewältigen, mit einem Wort, der Wille? Schütteln Sie nicht den Kopf zu meinem Vortrag, ich halte Ihnen denselben in der Ueberzeugung, daß dieser Wille auch gestärkt werden kann von außen her, und darum sind gute Lehre, Ermahnung und Beispiel hilfreich, und wenn trotz denselben der Wille gänzlich erlahmt und der Mensch den verbotenen Begierden widerstandslos nachgibt, so handelt er zwar gleichfalls nach der Kausalität, muß aber doch dafür verantwortlich gemacht werden, denn ohne diese Verantwortung gäbe es auch keine Lehre, keine Erziehung, und die Menschheit müßte auf ein immer tieferes Niveau herabsinken. So würde die Philosophie nicht zur vorschreitenden Erkenntnis, zur Bereicherung des Verstandes, zur Vervollkommnung der Vernunft, sondern gerade zum Gegenteile führen, zum Auslöschen der Vernunft. Man hätte sie endlich mit sehr viel Witz und Scharfsinn — zur großen Genugthuung gewisser

Herren Philosophen selbst — glücklich hinwegdisputirt!"

„Bravo, bravo, bravo!" rief der Baron und schlug wirklich die Hände sachte zusammen. „Schade, daß die Fürstin Sie nicht gehört, Doktor, diesmal hätte sie keine Einwendung gehabt, sie wäre entzückt gewesen!"

„So?" Doktor Fischer sah den Applaudirenden etwas erstaunt an, wie überrascht von der Wirkung seiner Worte. „Ich muß mich wohl schlecht ausgedrückt haben!"

„O, vortrefflich, vortrefflich! Besonders das mit dem Hinwegdisputiren der Vernunft durch die Philosophen! Ausgezeichnet! Ganz ausgezeichnet! Hätte ich von Ihnen gar nicht geglaubt, Doktorchen, habe Sie immer selbst für einen Philosophen gehalten; aber das vom Pflichtgefühl war schön, Sie hätten nur auch die Religion hinzufügen sollen."

„Die steckt ja schon darin, die meine nämlich, in dem, was ich gesagt!"

„O, wirklich? Ja, ja, in der That, das müssen Sie der Fürstin wiederholen! Vergessen Sie das nicht!"

„Ich gebe nur Kranken Arznei, die Gesunden brauchen keine!"

Proch hatte schweigsam noch diesen Hinundwiderreden zugehört, ohne daß sie ihm auch nur ein Lächeln zu entlocken vermochten. Erst jetzt schien er aus seinem Sinnen zu erwachen.

„Besten Dank," sagte er leichthin zu seinem väterlichen Freunde, „besten Dank für das Rezept. Ob es auch hilft? Es gibt unheilbare Fälle."

Der Schluß wurde bereits halb im Gehen gesprochen, denn der Kammerdiener war schon vor einigen Augenblicken eingetreten, und seine Meldung, daß die Herren erwartet würden, hatte Baron Schönbach eben dazu veranlaßt, dem Doktor so angelegentlich die Wiederholung des Gesagten vor der Fürstin zu empfehlen.

Er blieb in den unteren Räumen zurück, die Einladung hatte nur den beiden anderen gegolten, und anfangs stumm, schritten sie neben einander die breite Treppe hinan, als ob sie in Bewunderung des schönen, vergoldeten Schmiedeisengeländers, das sich in weitgebauchten Blumenranken hinanzog, versunken wären, die kühnen Stukkaturen an Plafond und Wänden, oder den malerischen Gegensatz studirten, der den Purpur des Plüschteppichs auf dem spiegelnden Weiß der Marmorstufen für eine düster gestimmte Phantasie in einen niederrinnenden Blutbach verwandeln konnte.

Einen solchen schien wenigstens Proch vor sich zu sehen, so finster blickte er drein, und der Doktor, der ihn mit Teilnahme betrachtete, konnte sich zuletzt ein freundliches Wort nicht versagen.

„Sie haben etwas vor, Hermann. Ich habe Sie schon gewarnt, bedenken Sie erst, ob Sie es nicht bereuen werden!“

„Es ist gleich! Ich muß heraus. Das Unerträgliche —“

Heftig waren die Worte hervorgestoßen. Das weitere jedoch verbiß Proch.

„Was wollen Sie thun?“

Proch zwang sich zu einem Lachen über die Besorgnis, welche sich in des Fragenden Blick und Stimme kundgab.

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt,“ erwiderte er, „den Rest Wald verbrennen.“

„Hermann!“

„Seien Sie unbesorgt. Es zuckt dabei nicht ein Flämmchen und fällt kein Stämmchen.“

Dem Doktor gefiel dieser Humor nicht, und kopfschüttelnd setzte er den ihm wohlbekannten Weg zu seiner Patientin fort, während Proch dem Kammerdiener nach der entgegengesetzten Seite folgte und durch ein Vorzimmer in das Arbeitsgemach des Fürsten trat.

Es war dasselbe lange nicht so behaglich oder vielmehr üppig eingerichtet, als das des Besitzers von Waldhaus, aber auch hier machten Gewehre und sonstiges Jagdgeräte die Hauptbestandteile der Ausstattung aus und gaben die Vorliebe für das edle Weidwerk zu erkennen, welche der Bewohner mit jenem teilte.

Dem entsprach auch das Aeußere und die ersten Worte des Fürsten, der seinem Besucher zwar nur einige Schritte, doch mit einer gewissen Lebhaftigkeit entgegenkam.

„Ein Jäger wird dem andern verzeihen. Ich habe mich auf der Birsch ein wenig verspätet. Das hätte nicht vorkommen sollen, da Sie sich angemeldet haben, aber was will man machen? Man kann doch nicht alles im Stiche lassen, wenn man schon Schweiß auf der Fährte findet! Es gibt nichts Schlaueres, als so einen alten Burschen. In dem Moment, wo ich glaube, ich habe ihn, duckt er sich hinter einem dicken Baumstamm, und statt mich anzunehmen, schlägt er sich abseits und kriecht ins Versteck. Es gibt gar keine rechten Keiler mehr, die Courage scheint in der Welt aus der Mode zu kommen, alles gibt klein bei. Aber verlassen darf man so einen Ausreißer nicht, sonst findet man ihn

erst, wenn ihn die Füchse schon ausgeweidet haben. Es ist übrigens heuer ein guter Stand bei den Sauen, auch im Hablitzer Revier drüben. Merken Sie noch nichts davon in Waldhaus? Sollen häufig ausbrechen, die Bauern klagen wieder einmal und schimpfen über das Jagdgesetz, weil sie just nichts anderes zum Schimpfen haben. Nach ihrer Auffassung müßten sie das Recht besitzen, den ganzen Bestand in den eigenen Rauchfang zu verwursten und noch obendrein dazu den Wildschaden weiter zu erheben und zu vertrinken. Aber darf ich Ihnen nicht einen Sitz und eine Cigarre anbieten?"

Den erstern nahm Proch an, die letztere schlug er aus. Er war ja nicht hieher gekommen, um zu plaudern, und fast ließ dieser Empfang sich dazu an, ihn dabei zu halten. Er hatte einen solchen nicht erwartet, einerseits nicht so freundlich, als gälte es eine alltägliche Zusammenkunft zwischen vertrauten Bekannten, andererseits wieder nicht so absichtlich beinahe dem eigentlichen Kernpunkte seines Erscheinens ausweichend, aber die letztere Vermutung mußte er doch aufgeben bei dem Eifer, mit dem sich der Fürst über diese Dinge aussprach. Sie lagen ihm offenbar sehr am Herzen, und sein helles blaues Auge blitzte scharf aus dem vollen roten Gesicht,

wie wenn er jeden Moment bereit wäre, mit der Büchse in der Faust den Feinden seines geliebten Jagdrechtes entgegenzutreten. Nahm man dazu die grüneingefaßte Joppe aus grauem Stoffe, die über seinem gesundheitstrotzenden Leib noch fest zugeknöpft war, so glich seine Erscheinung weit mehr der eines thatkräftigen und etwas hitzköpfigen alten Forstmannes als der eines zurückhaltenden, stolzen Aristokraten, nur in der gebietenden Art, wie er, ohne abzusetzen, vor sich hinsprach, zeigte sich die Gewohnheit des Mächtigen, der immer Zuhörer und fast nie Widerspruch findet. Und darin war zugleich der Unterschied zwischen ihm und diesem jungen Herrn von Soundso angedeutet, so freundlich er denselben auch sonst als Seinesgleichen zu behandeln schien.

Das empfand Proch ganz wohl, und darum hielt er sich nur um so strenger in den Schranken seiner Stellung, welche in diesem Augenblicke wenigstens nicht die eines nachbarlichen Besuchers war.

„Ich habe um eine Unterredung in einer geschäftlichen Angelegenheit gebeten,“ bemerkte er ernst und berührte damit sichtlich einen unangenehmen Punkt, denn des Fürsten Brauen zogen sich zusammen, und sich seinen eigenen Stuhl zurechtschiebend,

ehe er sich niederließ, gewann derselbe Gelegenheit, den etwas unsicher gewordenen Blick abzuwenden.

„Ja, ja, kann mir denken," stieß er abgebrochen hervor, „der fatale Prozeß. Begreife, daß es Sie schwer trifft, aber Recht muß doch Recht bleiben, und da läßt sich nichts ändern! Wenn wir übrigens in der Lage sind, in den Modalitäten einige Erleichterung — Sie müßten uns eben Andeutungen machen — da wir denn doch einmal Nachbarn sind — aufrichtig gesagt, es freut mich, daß Sie sich direkt an mich wenden, es beweist mir, daß Sie, nunmehr das Gesetz gesprochen, die alte Streitaxt begraben wollen. Haben Sie also einen Vorschlag —"

„Ja," entgegnete Proch, als der Fürst ihn fragend ansah, mit fester Stimme, der man die innere Bewegung, mit welcher er zu kämpfen hatte, nicht anhörte, „ja, ich habe einen."

„So lassen Sie hören, bitte."

„Ich biete Ihnen heute mein noch übriges Eigentum, den Streifen Wald samt Waldhaus, zum Kauf an!"

Ein Blitz der Freude leuchtete in des Fürsten Augen auf.

„Wie, Waldhaus, mir?"

„Ja, Ihnen, Fürst!"

Es war ein kurzer Augenblick des Zauderns.

Gleich darnach folgte aber ein Räuspern und Kopfschütteln. Die Ueberraschung hatte der Ueberlegung Platz gemacht.

„Nein, nein, das darf ich nicht annehmen, wirklich nicht!" kam der Widerspruch fast grollend über die von dem militärisch aufgewichsten weißen Schnurrbart nicht ganz verdeckten, ein wenig schiefgezogenen Lippen. „Eine Uebereilung von Ihnen. Es wäre unrecht, die Umstände so auszunützen. Sind Sie in Bedrängnis durch das Urteil — ich sagte Ihnen schon, für die Modalitäten wird sich ein Arrangement finden lassen."

„Wünschte ich ein solches, wäre ich nicht hieher gekommen. Ich hätte anderswo eine Hypothek aufzunehmen gesucht, und um die Zinsen für dieselbe zu bezahlen, sowie das Kapital allmälich zu tilgen, den Wald langsam abforsten können."

„Das wäre aber doch —" fuhr der Fürst auf. Man sah, daß er sich kaum zu bezwingen vermochte.

„Ja, das wäre Sünd' und Schade," führte Proch den abgebrochenen Satz ruhig zu Ende.

„Und was könnte man dann mit dem kahlen Berg anfangen? Gegen solche Verwüstungen müßte denn doch das Gesetz einschreiten!"

„Das dürfte in diesem Falle schwerlich zum zweitenmale gegen mich sein!"

„Aber mein ganzer Komplex — das schönste zusammenhängende Gebiet — ein solcher Eingriff — ein Attentat —"

„Beruhigen Sie sich, Fürst," fiel Proch mit einem fast schmerzlich berührenden Lächeln ein, „Sie hören ja, daß ich es nicht beabsichtige. Ich brächte es nicht über das Herz, und darum, weil ich wünsche, daß der Forst in seiner ganzen ehrwürdigen Pracht erhalten bleibe, und weil ich weiß, welcher Liebe und Pflege er bei Ihnen gewiß ist —"

Jetzt war es Proch, dem für einen Moment die Stimme versagte. Der Fürst dagegen schien ganz verwandelt, in seiner Miene malte sich hohe Erregung, man hätte fast sagen können Begeisterung.

„Ein echtes Jägerblut!" rief er aus. Der letzte Rest der noch immer fühlbaren Zurückhaltung war geschwunden; lebhaft, ja, herzlich reichte er, sich vorbeugend, beide Hände hin, um die Prochs fest zu drücken. Und diesmal klang es auch ganz anders, als er wiederholte: „Aber nein, nein! Es wird sich ein Weg finden lassen."

Proch hob die freigemachte Hand zu einer leisen, aber bestimmten Abwehr.

„Bemühen Sie sich nicht, Fürst, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich biete Ihnen den Kauf um vierzigtausend Gulden an!“

„Vierzig, nein, fünfzig! Das ist er mindestens wert. Das steht Ihnen sofort zu Diensten, und ich werde übrigens noch taxiren lassen und den Rest auf die Abschätzungssumme herauszahlen. Ich will kein Geschäft machen, das überlasse ich den Herren à la — nun, gleichviel! Es würde mir die ganze Acquisition verleiden, wenn ich jedesmal daran erinnert würde, daß es ein Opfer war — Aber Sie bestehen darauf, Sie bieten es mir selbst an, es geschieht Ihnen somit ein Gefallen —“

„Gewiß!“ beschwichtigte Proch seine Bedenken. „Der Besitz ist für mich unhaltbar geworden.“

„Hm, hm!“ Der Fürst wiegte seinen schweren Oberkörper hin und her und sann einen Augenblick nach. „Es thut mir leid — für Sie natürlich — und gerade jetzt wahrhaftig um so mehr leid, Sie aus der Gegend zu verlieren, seitdem ich gehört, daß sich Ihre Partie mit der Tochter des Herrn Bachschneider zerschlagen, weil Sie nicht für ihn Politik machen wollten.“

„Das sagt man also schon? Merkwürdig, ich habe darüber nichts geäußert!“

„Aber es ist wahr? Sehen Sie, das war brav, das ist eines Edelmanns würdig. Sie sind doch einer der Unseren und müssen eigentlich zu uns stehen in all den wichtigen Fragen, um die wir jetzt kämpfen. Es ist Not an Mann. Wie wäre es, wenn Sie Ihre Fähigkeiten, die ich allgemein rühmen höre, verwenden und offen — wir brauchen Offiziere — in unsere Reihen treten wollten?"

„Das kann ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil diese wichtigen Fragen gar kein Interesse für mich haben."

Die Befremdung des Fürsten schlug über die schlicht und gleichgiltig gegebene Antwort in Hitze um.

„Verderblicher Indifferentismus!" Das war das erste Wort, das ihm entfuhr, dann erging er sich über die Pflichten des Staatsbürgers, über Standesbewußtsein, über alle Einzelheiten der momentanen Lage, um schließlich erstaunt und mehr noch entrüstet in den Ausruf auszubrechen: „Kein Interesse für Fragen, welche die Welt bewegen!"

Gelassen hatte sein Zuhörer all die Ausführungen über sich ergehen lassen, jetzt wiegte er nur leise den Kopf, während er den Blick in seinen Hut versenkte, dessen Futter seine Aufmerksamkeit mehr in

Anspruch zu nehmen schien als alle Politik. Und so sprach er auch seine Ueberzeugung aus.

„Die Welt? Was kümmert die sich um etwas mehr deutsch oder czechisch? Das Glück ist's, der Genuß, wonach ihr der Sinn steht. Sprachenstreit heutzutage, wo alles Streben und Ringen bald nur noch der Verbesserung der materiellen Lage in jenen breiten Schichten gilt, die immer mehr zu Worte kommen?"

„Sie sind Sozialist?"

„Verzeihung, Fürst, ich gehöre gar keiner politischen Partei an und finde es gleich traurig, in welcher Form sich die Menschen gegenseitig zerfleischen, als ob ihnen das Leben nicht ohnedies schon schwer genug gemacht wäre. So hat für mich auch die genannte Strömung nur eine naturwissenschaftliche, historische und philosophische Seite, die nationalökonomische liegt mir zu fern. Die Lösung weiß ich ebensowenig zu finden wie andere, klügere Köpfe, die sich erst mit der Erforschung der Ursachen befassen. Wenn diese nach den Ergebnissen geändert sind, werden sich die Wirkungen von selbst einstellen."

„Das verstehe ich nicht. Jeder Mann ist verpflichtet, für sich selbst einzustehen und für andere."

„Das wären ja beinahe liberale Grundsätze, Fürst!"

Das leise Lächeln verwirrte diesen.

„Nun ja, ich meine auf dem ihm angewiesenen Platz!“ bestimmte er seinen Ausspruch näher.

„Der ist ja nicht für jeden in einem Ministerfauteuil, auf einer Abgeordnetenbank oder an einem Redaktionstisch.“

Der Fürst sah, daß er zu weit gegangen, zumal gegen einen Mann in der Lage seines Besuchers, und fühlte das Bedürfnis, seine in der Hitze gefallenen Worte gut zu machen.

„Also kein Politiker?“ sagte er versöhnlich. „Nun, braucht auch nicht jeder zu sein, wir haben ohnedem schon zu viele, das ist wahr. Aber Jäger, Forstmann sind Sie par excellence, wie kaum einer, das weiß ich, der Sport ist Ihr Terrain. Ich habe Ihre Einführungen, Ihre Verbesserungen mit Aufmerksamkeit verfolgt, und wenn ich es offen gestehen soll, mit Neid. Ja, mit Neid! Sie sind mit Nutzen gereist, haben viel gesehen, viel gelernt und haben ein Weidmannsherz. Den Beweis haben Sie mir eben erst gegeben. Das ist eine Kraft, mußte ich Ihnen zugestehen, und ich habe es nicht nur im stillen gethan, auch laut. Ich habe Ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir auch Gegner waren. Und jetzt, da das vorbei ist,

nun, da ist wohl der Wunsch nur selbstverständlich, diese Kraft für mich zu gewinnen. Was meinen Sie dazu?" schloß er nach einer kurzen Pause. „Würde es Ihnen nicht gefallen, in Waldhaus noch weiterhin zu bleiben — sagen wir — als Oberförster?"

Proch erhob sich unwillkürlich bei dieser Frage, die ihm unerwartet kam. Eine leise Blutwelle stieg in seinem Antlitz auf, und ohne sich zu besinnen, entgegnete er:

„Ich danke Ihnen Fürst. Es ist dies zwar ein Platz, dem ich mich gewachsen fühle, aber — gerade Sie werden mich nicht mißverstehen — in einem Hause, wo ich Herr war —"

„Sie müssen mir meine Frage nicht übelnehmen," bat der Fürst, der sich gleichfalls erhoben hatte, mit liebenswürdigem Eifer, und dieser beschwichtigte dann auch die Regung in Prochs Gemüt.

„Im Gegenteil," versicherte er, „ich muß die feinfühlige Art, mir in bedrängten Verhältnissen beizustehen, wie den edlen Wunsch überhaupt mit aufrichtiger Verehrung empfinden. Ich danke nochmals, aber ich habe nur die Bitte, den Abschluß des Kaufs möglichst zu beschleunigen."

„Es soll sogleich geschehen. Ich erwarte eben meinen Direktor. Wollen Sie vielleicht so freundlich

sein, zu meiner Frau hinüberzugehen? Sie wird sich freuen, Sie zu sehen. Indessen kann alles fertiggestellt werden."

Ein Druck auf die Glocke rief den Kammerdiener herein, und derselbe erhielt Auftrag, Herrn von Proch zur Fürstin zu führen.

Sie verweilte zur Stunde im Wintergarten, ihrem Lieblingsaufenthalt. Der Arzt mußte sie schon vor einer Weile wieder verlassen haben, denn Baron Schönbach saß ihr an dem Tische neben der Volière gegenüber und notirte einiges in der vor ihm liegenden Liste, während sie an einem groben Wolljäckchen häkelte, das irgend einem armen Kinde zu Weihnachten beschert werden sollte. Sie empfing den Herantretenden weit kühler und zurückhaltender als ihr Gemahl, aber immerhin mit der feinen Unbefangenheit der vornehmen Dame und einer freundlichen, überlegenen Ruhe, welche, in dem Wesen der noch immer schönen Frau gelegen, auf ihre ganze Umgebung einen mäßigenden, niederhaltenden Einfluß übte, und eben darum, weil sich derselbe auf alle erstreckte, dem einzelnen nicht als eine ihm persönlich gezogene Schranke fühlbar werden konnte. Andererseits war Proch, so ungern er sich anfänglich in dieses ganz unbeabsichtigte Vorsprechen auch

bei der Fürstin gefügt, doch zu sehr Weltmann, um sich etwas von seiner Benommenheit merken zu lassen und die höfliche Aufnahme nicht durch verbindliches Entgegenkommen zu vergelten.

„Es heißt, Sie wollen wieder reisen," hatte die Fürstin ihm gesagt, fast als beabsichtige sie, ihm anzudeuten, daß dies für einen Abschiedsbesuch genommen werde, so wenigstens erschien es Proch.

„Das wäre wohl möglich," erwiderte er, indem er den angewiesenen Rohrstuhl unter der gewaltigen Musa einnahm, welche ihre breiten Blätter über die den untern Raum füllenden, voll aufgeblühten Veilchen und Convallarien neigte. „Möglich ja, aber ich weiß eigentlich nicht, was Anlaß zu dieser Vermutung gegeben."

„Nun, man weicht ja gerne der lästigen allgemeinen Aufmerksamkeit aus, wenn man dieselbe auf sich gerichtet weiß!"

„Warum? Das kann erst unter Umständen für manchen eine Haupttriebfeder seiner Handlungen sein, diese öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich aber bin mir, aufrichtig gesagt, keines Verdienstes bewußt, um mir mit einem Eindruck schmeicheln zu dürfen, wie ihn mir die gnädigste Fürstin anzudeuten die Güte hatten."

Die Fürstin wurde ein wenig steifer. Das absichtliche Nichtverstehenwollen mißfiel ihr, wie der heitere, in diesem Fall ihr nicht angemessen erscheinende Ton. Sie setzte ihre Arbeit aus, um von dem vor ihr stehenden Tellerchen ein Biscuit zu nehmen und einem kleinen Uistiti zu reichen, der, ober ihrer rechten Schulter mit einer Silberkette an ein Gestell geschlossen, von seinem erhöhten Tummelplatz lüstern, aber wohlgezogen auf den süßen Vorrat heruntergrinste, wenn er nicht gerade eine seiner gelenkigen Turnkünste zum besten gab.

„Sie scheinen die Dinge leicht zu nehmen," sagte sie, noch zwischen dem Besucher und dem genäschigen Liebling geteilt. „Ich meinte die Vorfälle der letzten Tage, welche doch einiges Aufsehen gemacht, und dachte, Sie müßten davon schmerzlich betroffen sein."

„Das bin ich in der That," gab er, ernst geworden, zu, und das in seiner Stimme sich unverkennbar äußernde Gefühl wandte ihm die Teilnahme der Fürstin wieder zu.

„Wirklich?" sagte sie, und ihr Blick ruhte eindringlich prüfend auf ihm, ging dann zu Baron Schönbach hinüber, der seine Augen jedoch nicht von der Liste erhob, und senkte sich endlich auf die

Arbeit, die nunmehr wieder fortgesetzt wurde wie ihre Rede. Dieselbe hörte sich fast wie die Zurückweisung einer unhörbaren Stimme, wie eine kleine Lektion an. „Es ist ja übrigens auch ganz natürlich und kann gar nicht anders sein; derlei Erlebnisse könnten nur an einem ganz unempfindlichen Herzen spurlos vorübergehen. Es müßte mir unglaublich erscheinen, wenn sie nicht einen nachhaltigen Eindruck hinterließen. Aus der Lebensgefahr hat Sie eine höhere Hand gerettet, aber das Leben erscheint den Herren oft nicht als das höchste Gut, sie setzen es übermütig aufs Spiel, und es gibt Verluste, die ihnen schwerer dünken und die sie schmerzlicher treffen. So wird Ihnen, wie ich mir denken kann, auch die Lösung Ihres Verhältnisses zu der kleinen Bachschneider mehr zu Herzen gegangen sein."

„Fürstin berühren da einen Punkt —"

„Pardon, daß ich so indiskret bin, aber die Sache ist ja in aller Welt Mund, und ich thue es in der besten Absicht."

„Ich bin davon überzeugt."

„Ein solcher Bruch hat immer etwas Mißliches. Die Welt mag gleichgiltiger darüber urteilen, aber in meinen Augen — ich hoffe Sie damit nicht zu

verletzen — ist immer ein gewisses Aergernis damit verbunden, und daß dies der Fall, hat seine tiefe sittliche Berechtigung."

„Es werden ja aber nur die Ehen im Himmel geschlossen, nicht auch die Verlobungen," konnte sich Proch zu bemerken nicht enthalten.

„Und ist eine Verlobung nicht schon der Vorhof der Ehe?" dozirte die Fürstin nur um so nachdrücklicher. „Die Zusammengehörigkeit ist wenigstens schon eine geistige, eine Hingebung des Herzens, des Willens, der Phantasie, die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Mit dem Zerreißen des Bandes kehrt die seelische Unschuld nicht wieder, es ist ohne moralische Schädigung nicht denkbar, und darum halte ich es für eine gebotene Pflicht, einen solchen Riß zu verhindern oder, wo er geschehen, die getrennten Teile womöglich wieder zusammenzuführen. Gestehen Sie es ein, daß die Wunde bei Ihnen noch blutet, es ist ja nicht anders denkbar, aber vielleicht läßt sich eine Heilung immer noch erreichen. Es ist möglich, daß ich dieser Tage noch mit der Familie Bachschneider in Berührung komme — es handelt sich um die Gründung eines Frauenvereins — wollen Sie die Vermittlung vertrauensvoll in meine Hand legen? Ich werde gern alles thun, was ich vermag!"

Diese unerwartete Wendung benahm Proch fast die Sprache, während sie des Barons Hand so ins Zucken brachte, daß der Stift mit einem langen Strich über die ganze Liste herabfuhr.

Sie sind wirklich zu gütig, Fürstin!" äußerte Proch gedehnt.

„Darf ich also? Ich war noch nicht ganz mit mir einig über die Art, in welcher die Seldschitzer Damen zu beteiligen wären, aber ich kann sie ja in das Vorkomite heranziehen, und so ergibt sich ganz ungezwungen die Gelegenheit."

Ihre Augen waren wohlwollend auf ihn gerichtet, nicht so die des Barons, der unter den Wimpern hervor einen scharfen Blick auf ihn richtete, als wäre es in seinem Willen gelegen, ihm hypnotisch eine Antwort aufzunötigen.

In dem Suchen nach einer solchen sah Proch vor sich nieder und zur Seite und begegnete dabei auch erstaunt diesem Blicke, doch ließ er sich durch denselben nicht beirren.

„Ich glaube, Fürstin," sagte er gewandt, „die Seldschitzer Damen werden von einer solchen ehrenden Einladung so hoch beglückt sein, daß es eigentlich grausam wäre, ihre Freude durch daran geknüpfte Bedingungen zu beeinträchtigen."

Auf diese Ablehnung trat eine Pause ein, während welcher man nur das Rasseln des Kettchens und das Girren, Zwitschern und Flattern der Vögel hörte.

Die Fürstin hatte sich wieder ihrer Häkelarbeit zugewendet. Kalt und fast ein wenig stolz klang nach einer Weile die Frage von ihren Lippen:

„Sie glauben also, die Damen werden annehmen? Der Fürst war der Meinung, daß sich die Familie zu der Aufforderung oppositionell verhalten würde!“

„Aber ich habe mir doch schon erlaubt,“ übernahm Baron Schönbach eifrig die Antwort, obgleich sie ihm nicht abverlangt worden war, „Ihnen zu versichern, Fürstin, daß man in Seldschitz entzückt sein wird, zu einer so edlen Sache die Hand bieten zu dürfen, und nicht nur dort, überall ringsum.“

„Nun ja, ich glaube darum auch keinen politischen Unterschied machen zu sollen. Das Wort ‚Freiheit‘ führt man ja drüben immerfort im Mund, es muß die Sache also auch dort sympathisch anklingen. Es handelt sich nämlich um die Sklavenbefreiung,“ damit leitete die Fürstin wieder etwas leutseliger eine Proch gewährte Erklärung ein, „Sie haben doch auch gehört von der schönen, humanen Bewegung, welche Kardinal Lavigerie angeregt und welche jetzt durch die ganze Christenheit geht? Ich

halte es für eine Pflicht, alles zur Unterstützung dieser Bewegung zu thun, und gedenke, einen Frauenverein zu gründen, der sich diese Aufgabe stellt; der Plan ist schon so weit entwickelt, daß er eigentlich aus dem Stadium der Vorberatung heraus ist. Nur weiß ich noch nicht, ob die Gründung nicht vielleicht mit einem Feste, einer Lotterie, einem Bazar oder dergleichen in Zusammenhang gebracht werden soll, denn es handelt sich nicht nur, hier Mitglieder zu werben, sondern sie aus der ganzen Gegend zu vereinigen. Apropos, lieber Baron Schönbach," unterbrach sie sich, „da fällt mir eben ein, daß ich nachmittag zu Frau Gredner will. Die arme Frau wird recht des Trostes bedürfen. Sagen Sie aber dem Kutscher, daß der Wagen pünktlich um zwei vorfahre. Ich liebe die Genauigkeit und habe gestern wieder sieben Minuten warten müssen. Ich hatte halb und halb im Sinne, Frau Gredner ebenfalls in das Komite zu bitten, aber ich denke, es wird wohl nicht recht gehen, die Verhältnisse sollen etwas derangirt sein. Ich möchte so gern etwas für die Familie thun und habe schon an die Besetzung einer Stelle gedacht. Der Verein bedarf eines Sekretariats. Ich hoffe, daß er einen wünschenswerten Aufschwung nehmen wird. Wer sollte sich auch nicht

zum Anschlusse gedrungen fühlen, wenn man die herzergreifenden Schilderungen über die Lage der armen Menschenware hört. Es sind schreckliche Zustände, diese Sklavenjagden in Afrika! Waren Sie auch in Afrika, Herr von Proch?“

Ja, er war auch in Afrika gewesen, wenn auch nicht tiefer als in Algier und Aegypten, und er erzählte über Aufforderung der Fürstin von seinen dortigen Erfahrungen. Froh, über den heiklen Punkt, den sie berührt, hinweggekommen zu sein, that er es lebhaft und unterhaltend, nur mochte seine Zuhörerin dabei jene Bilder vermissen, mit denen sich ihre Phantasie und auch ihr menschenfreundliches, der Wohlthätigkeit zugeneigtes Herz momentan hauptsächlich beschäftigte. Allmälich wurde sie denn auch unaufmerksam und benützte schließlich eine Pause in seinem Berichte, ihn zu der angeregten Angelegenheit zurückzuführen, wobei sie einer neuen Eingebung Worte lieh.

„Ich glaube, ich hätte etwas für Sie, da Sie denn doch wohl reisen werden, wie ich sehe. Sie sollten sich dem Verein anschließen und vielleicht — eine Mission nach Afrika übernehmen.“

„Sie meinen, gnädigste Fürstin?“ rief Proch, von diesem neuen Vorschlag noch mehr ergötzt als überrascht.

„Das wäre etwas, um Ihre Kraft, Ihre Fähigkeiten zu bethätigen. Man braucht Männer, die sich den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten unterziehen und den Dank der Menschheit verdienen. Es gibt Freiwillige, ich nenne nur Fürst Wrede, welche sich ganz dem hohen Werke weihen, noch sind aber ihrer zu wenige; es müssen sich auch welche finden, welche die Ausführung übernehmen. Ein solches Mandat fordert Mut und Opferfähigkeit, aber es trägt den Dank auch schon in sich und bringt gewiß höhern Ruhm als irgend ein Sieg — auf dem Turf. Das gute Werk soll zwar kindlichen Herzens, nur im Hinblick auf die Ewigkeit gethan werden, aber Sie würden auch schon diesseits namhaften Gewinn daraus ziehen. Nicht doch, ich glaube Ihren Einwurf zu verstehen und meine auch nicht die materiellen Vorteile, aber Ihr ganzes Leben würde durch eine solche Mission Zweck und Inhalt gewinnen."

Proch konnte einem Anfluge von Ironie nicht widerstehen. Es schien in der That jedermann mit seinem Schicksale beschäftigt und eine Aufgabe für ihn zu haben, außer ihm selbst, der keine fand.

„Wie wäre es, Fürstin," sagte er mit scharfem Humor, „wenn ich meine Mission gleich hier beginnen

würde? Es wäre ja auch da einigen Sklaven die Freiheit wiederzugeben und ich könnte sie sofort mitnehmen und sie in ihr teures Vaterland zurückführen!"

Er hatte sich dabei erhoben, wies auf das gefiederte Volk im Käfig und machte Miene, die Silberkette zu ergreifen und zu lösen.

Das verwöhnte Seidenäffchen aber mochte die Bewegung mißverstanden haben, schnellte sich an der Kette mit gefletschten Zähnen herab auf die ausgestreckte Hand und biß sich in dieselbe fest.

Ein leiser, kurzer Schmerzenslaut entfuhr Proch, dann aber schoß ihm der Zorn jäh zu Kopf, er faßte die kleine Bestie mit der Linken, welcher der Hut entfallen war, beim Genick und riß sie heftig empor.

Einen Moment schien es, als ob ihr Ende gekommen wäre, ein kraftvoller Wurf, und sie wäre auf die Marmorplatte des Tisches niedergeschmettert, um sich nie wieder zu erheben. Es kreischte nicht nur der Affe, auch die Fürstin stieß einen Schreckensruf aus, Baron Schönbach fuhr empor und die Vögel schrieen in vollem Aufruhr.

Aber das Entsetzen war überflüssig, denn Proch hatte die Herrschaft wieder über sich gewonnen, schneller als jemals vorher bei einer seiner leidenschaftlichen Anwandlungen. Ruhig wendete er sich

zum Klettergestelle zurück und setzte den zeternden Missethäter auf die runde Plattform, wo sich derselbe zischend und unter greulichen Grimassen anklammerte, um sich gegen einen neuen Angriff seines Feindes sicherzustellen.

Dieser jedoch dachte an keinen solchen, er verbeugte sich vielmehr vor dem keifenden Gnomen und brachte mit sarkastischem Lächeln seine Entschuldigung vor.

„Sie haben recht, Verehrtester, es war voreilig von mir, mich in Ihre Privatangelegenheiten zu mischen. Sie wissen am besten zu unterscheiden, wo es Ihnen wohl ergeht und wer es gut mit Ihnen meint!“

Die Angst, die Erregung, Prochs Haltung hatten die Fürstin aus der gewöhnlichen Ruhe, ja sogar außer Fassung gebracht. Statt ihr Bedauern auszudrücken, suchte sie verlegen nach einem Einwande.

„Das unvernünftige Tier kann doch nicht mit Menschen in Vergleich —“

Der Schluß verschwand unter der kräftigen Stimme des Fürsten.

„Gioco! Natürlich schon wieder Gioco! Ich dachte es doch gleich, daß der kleine Satan wieder Unheil angerichtet! Ich begreife nicht, Marie, was Du an ihm für einen Narren gefressen hast!“

Die Fürstin schwieg, und ihr Gemahl verstummte ebenfalls nach dieser Auslassung, welche er hinterher wohl selbst als etwas derb empfinden mochte. Er suchte, um über den Moment hinwegzukommen, in seinem Rocke, den er jetzt statt der Jagdjoppe trug, unter dem aber noch die grüne Weste mit dem schweren Uhrgehänge aus Hauern und Hirschkrahnln sichtbar war, und zog endlich ein mehrfach gebrochenes Papier aus der Tasche, das er Proch übergab.

„Ich bringe Ihnen einstweilen dies hier,“ sagte er dabei. „Ich denke, es genügt vorläufig, da der Direktor behauptet, den Vertrag heute nicht mehr fertigstellen zu können. Ich wollte Sie nicht warten lassen.“

„Sie werden doch zum Lunch bleiben?“ nahm nun auch die Fürstin das Wort, da sie sah, daß Proch den aufgehobenen Hut in der Hand behielt und keine Anstalt machte, zu seinem Sitze zurückzukehren.

Er lehnte jedoch dankend die Einladung ab und verwies auf eine Bestellung, die er um die Mittagsstunde habe. Dann machte er der Fürstin aus so weiter Entfernung seine Verbeugung, daß sie ihm nicht wohl die Hand bieten konnte, dem Fürsten aber mochte er die seine nicht entziehen, wenn er sie

auch nur zögernd den kräftigen Fingern überließ, die sich mit einem ausgiebigen Druck um sie schlossen.

Er verzog dabei selbst keine Miene, aber der Fürst hatte doch die feuchte Berührung empfunden. Seine eigene Hand trug die Spuren.

„Mein Gott, Sie bluten ja! Gioco! Dieses — dieses“ — es fiel ihm nicht gleich eine salonfähige Bezeichnung ein — „dieses Krokodil hat Zähne wie Gift. Schnell, Schönbach, lassen Sie Wasser herbeischaffen.“

Auch die Fürstin fand nun eine Bitte der Entschuldigung, eine Mahnung, die Wunde nicht zu vernachlässigen. Sie war wirklich voll des Bedauerns und wollte in die Hausapotheke eilen.

Proch hielt sie zurück.

„Es hat wirklich nichts zu besagen,“ beschwichtigte er sie lächelnd. „Gioco wollte mir nur eine Lehre erteilen. Die Sklaverei hat, wie es scheint, auch ihre angenehmen Seiten. Man sollte niemand wider seinen Willen glücklich machen wollen.“

Die Fürstin häkelte noch einige Sekunden, bis man den Schritt des sich Entfernenden nicht mehr hörte, dann legte sie die Arbeit weg.

„Doch eigentlich ein arroganter Mensch!“ gab sie gelassen ihre Meinung ab.

„Das habe ich ja immer gesagt,“ stimmte Baron Schönbach lebhaft ein.

„Ich aber sage,“ entschied der Fürst mit einem Nachdruck, der keinen Widerspruch gegen sein Urteil zuließ, „ein Kavalier! Ein Kavalier durch und durch. — Wie schade!“

Siebentes Kapitel.

In der Dorfgasse, welche nach der zum Riedhofe führenden Ebereschenallee ausmündete, hielt vor dem kleinen Wirtshause eine elegante Viktoria, und Proch, der seine Linda eben erst in Schritt genommen hatte und in dieselbe Richtung einbiegen wollte, hielt unwillkürlich an, als er die Equipage erkannte. Es waren die fürstlichen Farben.

Niemand saß in dem Wagen, auf dem Bock bloß der Kutscher, und leicht verknüpften sich die Umstände zur naheliegenden Folgerung. Die Fürstin mußte ihren schon gestern vorgehabten Kondolenzbesuch, durch irgend einen Zwischenfall verhindert — vielleicht in Sorgen um ihren schwer gekränkten Gioco — auf heute verschoben haben. Sie war oben bei Frau Gredner, und der fürstliche Kutscher, der die Pferde, um sie nicht stehen und auskühlen

zu lassen, langsam die Allee auf und ab gefahren sein mochte, hatte es im Vertrauen auf den wohl unter dem Thore zurückgebliebenen Lakai und seinen rechtzeitigen Wink nicht verschmäht, die vom leidigen Straßenstaub ausgetrocknete Kehle gelegentlich mit einem Glase Landbier anzufeuchten und sich dabei in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit von der hübschen Dirne, die es kredenzte, anstaunen zu lassen.

Dieses Zusammentreffen kam Proch der Quere. Er hätte schon am Morgen gerne die gute Botschaft gebracht, an der sich, wie er dachte, hauptsächlich der Verwalter erfreuen und den Mut holen sollte, alle Kräfte für die vorgestern auf dem Heimwege besprochenen ökonomischen Pläne einzusetzen, doch war ihm vom fürstlichen Direktor Nachricht zugegangen, daß seine Anwesenheit zum Abschlusse des Vertrages in der Notariatskanzlei erwünscht wäre, und so hatte er denn im Städtlein auch noch Mittag gehalten, ehe er sich nach dem Riedhof aufmachte. Er kam geradewegs hieher, ohne daheim zugekehrt zu sein, und fühlte sich zu nichts weniger als zu einer abermaligen Begegnung mit der Fürstin aufgelegt.

So hatte er fast mechanisch die Zügel angezogen und war nahe daran, umzukehren, als ihn, während

er es sich noch überdachte, ein fröhliches helles Stimmchen anrief:

„Ach, ist das die Linda, Herr von Proch?“

Der kleine Franz war es, der sich von dem fürstlichen Gespann nicht hatte trennen können und den der stattliche Zauberer auf dem Kutschbock mit seinem Zungenschlag und leisem „Brrr“ hinter sich drein gelockt wie der Spielmann die Kinder von Hameln. Jetzt aber bot sich dem jungen Sportsman ein anderes und viel interessanteres Objekt: die Linda, die berühmte Linda! Was hatte nicht schon sein Bruder alles von dem Pferde erzählt, als er den glücklichen Besitzer noch um seine Siege beneidete, und wie war der Glorienschein, in dem es der jungen Phantasie erschien, noch strahlender geworden seit jenem großartigen Sprung über den Rutzbach. Daß dabei Bruder Ernst seinen Tod gefunden, kam bei dem kleinen Schwärmer gar nicht in Betracht. Er betrauerte den Verlust aufrichtig, aber weit entfernt, dadurch in seinen Liebhabereien abgeschreckt zu sein, empfand er beinahe einen kindischen Stolz, daß er dem Verunglückten so nahe stand, als ob er damit selbst schon eine gewisse Bedeutung in der Sportswelt, nach der sein ganzes Sinnen und Trachten ging, gewonnen hätte.

Mit vor Bewunderung leuchtenden Augen besah er sich das Pferd, das er in eben demselben Maß idealisirte, in dem er den störrischen Milan verachtete, der mit seinem „kuhhässigen Gestell“ — den Ausdruck hatte er bei den Offizieren vor dem Leichenbegängnis aufgeschnappt — schuld an dem ganzen Unheil gewesen.

„Und kann sie auch hoch springen?“ fragte er, neugierig alle charakteristischen Züge dieses Wunderrosses zu erforschen.

„Sie springt auch hoch.“

„Und geht sie auch die Schule?“

„Sie geht auch die Schule, fromm wie ein Lamm.“

„Ach, es muß herrlich sein, auf einem solchen Pferde zu sitzen!“

„Kannst Du denn reiten?“

„Nein, noch nicht; Ernst wollte mich nie auf eins der seinen lassen. Er meinte, das käme noch früh genug; als ob ich so klein wäre! Und es haben doch noch Kleinere ihren Pony — und ich bin auch nicht heruntergefallen, als mich im Herbst Langs Knecht auf den Braunen steigen ließ.“

„Du bist also doch schon auf einem Pferderücken gesessen?“

„Ja, aber das war nur ein Ackergaul. Der kann nicht einmal galoppiren. O, wenn ich auf der Linda säße, da wollte ich fliegen!“

Es lag eine solche Begeisterung in dem Ausruf, eine solche Sehnsucht in seinem Blick, daß Proch nicht zu widerstehen vermochte.

„Nun, so komm einmal herauf zu mir,“ sagte er freundlich, „die Wirtstochter dort kann Dich heraufheben.“

Das Gesichtchen des Kleinen strahlte in Glück und Begierde, aber mit Stolz wies er die Zumutung ab, sich helfen zu lassen, obendrein von einem Mädchen.

„Das kann ich schon allein. Darf ich wirklich?“ rief er aus.

„Nun, so setze Deinen Fuß auf den meinen,“ leitete ihn Proch an und ließ sein Pferd an das Bänkchen vor dem nächsten Hause treten, von wo aus Franz sich leichter zu ihm emporarbeiten konnte.

Das Bürschlein ließ sich dann auch geschickt genug dabei an und kletterte leicht zu ihm auf den Sattel, auf dem ihm Proch, ein wenig zurückrückend, Platz gemacht. Er hatte ihn dabei mit der Linken unterstützt, nun aber legte er den rechten Arm schützend um den Jungen, denn die Hand, welche

mittlerweile etwas ungefüge die Zügel gehalten, war nur schlecht dazu zu gebrauchen, da sie mit einem schwarzen Seidentuche verbunden war, das einzig den Daumen und die Spitzen der beiden letzten Finger frei ließ; aber Proch hatte Linda nicht überlobt, sie hielt wirklich still wie ein alter Zirkusschimmel, und ebenso ruhig und sanft setzte sie sich auch trotz der ungewohnten Last in Bewegung, wenn sie gleichwohl einigermaßen befremdet und mißtrauisch die Ohren spitzte.

„Und jetzt fürchte Dich nicht,“ mahnte Proch, doch war dies völlig von Ueberfluß.

„Ich mich fürchten? Und jetzt bei Ihnen? Da weiß ich doch, daß ich ganz sicher bin!“

„Hast Du denn solches Vertrauen zu mir?“

„Sie wollen mir ja nichts Böses thun.“

„Nein, das weiß Gott!“

Die Beteuerung klang feierlicher, als dies vielleicht durch den Anlaß gerechtfertigt war. Proch fühlte sich gerührt, und sein Arm legte sich noch sorglicher um den kleinen Genossen.

Aber er vergaß darüber das Vergnügen desselben nicht. Er ließ das Pferd leicht in Galopp angehen und sprengte in sanftem Wiegegang an der Equipage vorüber, während der Junge dem lachenden

Mädchen und dem gravitätisch schmunzelnden Kutscher, der sein Gespann fester in die Zügel nahm, damit es sich nicht etwa anschließe, in heller Lust zujauchzte.

So ging es die Allee entlang, bis in die Nähe des Gehöftes, wo der Reiter Linda wieder in Schritt fallen ließ, weil er nicht im Sinne hatte, so lange Besuch da war, dasselbe zu betreten, sondern Fränzchen absetzen und dann um das Hofgebäude außen herum halten wollte.

„Jeschusch Maria! Lassen Sie mir nicht fallen das Kind!" kreischte ihm da schon Frau Schuselka entgegen. Sie hatte sich, während die hohe Dame bei ihrer Herrschaft verweilte, am Thore nach Franz umgesehen, den sie zu einer schicklichen Vorstellung herbeirufen wollte, und war vor Schreck ganz außer sich geraten, als sie ihn jetzt in einer ihren Begriffen nach so fürchterlichen Lage erblickte.

„Ich bin Galopp geritten!" jubelte der Kleine, der ihre Angst nicht verstand.

„Jetzt sind wir aber am Ziel und Du steigst wieder schön ab," sagte Proch, sich an das Geschrei nicht kehrend, das die alte Frau, welche jetzt erst wieder ihre volle Stimme fand, nicht so bald abzubrechen willens schien.

„Ise Sünd' und Gewissenlosigkeit!" warf sie

ihm voll Entrüstung vor. „So ein unschuldiges Kind. Soll es auch zu Grund gehen wie sein Bruder? Haben wir sich nicht geplagt, bis daß er ist am Leben geblieben, und war er ein so schwaches, kleines Würmerle und haben wir ihn kaum durchgebracht mit Sorg' und Müh', und jetzt kommt so ein großer, wilder Mensch, was doch haben sollte Verstand und Einsicht, und spielt er sich mit dem kleinen Kind wie bei die englischen Reiter. Ise gotteslästerliche Versuchung, himmelschreiende und vielleicht Absicht und Böswilligkeit, wie man glauben könnte, in solche Gefahr zu bringen die arme, kleine Seele! Und Du, Frantischku, gleich kommst Du herunter, auf der Stelle! Was wird Mama sagen! Fallt sie um in Ohnmacht. Ist nur gut, daß sie nicht gesehen hat. Denkst Du denn nicht, was sie hat für Kummer? Frantischku, Frantischku, bist Du ein undankbares Kind!"

Der Kleine, welcher freilich am liebsten stolz weitersprengend eingeritten wäre, hatte sich ohne Zaudern der Aufforderung Prochs gefügt, sonst würde er wahrscheinlich, wie seine Miene verriet, nun erst recht seinen Sitz behauptet haben. So kam die Anreizung seines Widerspruchsgeistes zu spät und er glitt vollends vom Pferde herunter. Aber um so

trotziger lehnte er sich gegen die Scheltende auf, die ihn am Arm ergriff, als ob sie ihn auch jetzt auf fester Erde noch schützen müsse.

„Ich heiße nicht Frantischku!“ rief er trotzig und riß sich los.

„Nicht Frantischku? Himmlische Gerechtigkeit, wie heißt Du dann?“

„Sagt Herr von Proch Franz zu mir, so kannst Du mich ebenso gut so nennen!“

„Heilige Dreifaltigkeit! Werd' ich mich nicht nach anderen richten, nach fremden Menschen! Habe ich Dich auf dem Arm getragen und warst Du der klein Frantischku. Was brauche ich so neue Einführungen, noble, eingebildete! So viele Jahre habe ich gesagt Frantischku. Wer stiftet Dich an? Will ich sehen, wer mir befiehlt!“

„Ich!“ entgegnete der Kleine mit einem Dünkel, der Proch beinahe komisch erschienen wäre, wenn er ihn bei dem eben noch so freundlichen und lieben Knaben nicht verletzt hätte. „Ich bin jetzt der junge Herr und kein Kind mehr und will kein Czeche sein und heiße nicht Frantischku, und Du sollst mich auch nicht mehr duzen. Ich heiße Franz und man sagt Sie zu mir, daß Du es weißt!“

„Jeschusch Maria Josef! Ist er ganz angestiftet gegen uns. Hat man ihm alles eingelernt!“

Frau Schuselka jammerte und grollte weiter, indem sie den ihr ausweichenden Knaben aufzufangen suchte und dabei finstere Blicke auf Proch schoß, der ja an allem Schuld trug. Dieser achtete freilich nicht darauf. Er hatte Leitermann, der auf das Gekreische herbeigeeilt war, einen Gruß zugewinkt.

„Ich komme eigentlich zu Ihnen,“ erklärte er ihm, „und bringe gute Botschaft.“

„O, so steigen Sie doch ab, gnädiger Herr,“ bat der Verwalter. „Es wäre wirklich ein Glück, wenn wir etwas Gutes zu hören bekämen. Es ist schon der Besuch Ihrer Durchlaucht eine Wohlthat für das Gemüt der Damen.“

Er schien dieselbe wirklich mitzufühlen. Das bißchen Sonnenschein hatte ihn sichtlich erwärmt. So lang war er an keinen mehr gewöhnt. Die Fürstin in Riedhof, ihm erschien es wie ein Wunder.

Proch hatte es nicht leicht, ihm zu erklären, daß er gerade ihr nicht begegnen wolle; Leitermann meinte des Reitanzugs wegen, aber das thue ja nichts, und erst, als sich jener nicht ermutigen lassen mochte, schlug er vor, ob man nicht bei ihm eintreten wolle, aber freilich, um unterdes das Pferd zu halten —

Das könne man ja in den Stall führen, und

dabei wolle er selber sein, beseitigte Proch die Verlegenheit des Verwalters, unter dessen Befehl kein Knecht mehr stand. Ein Gedanke hatte seinen Sinn geändert und er wollte die Ausführung desselben nicht verschieben.

„Erlauben Sie es, junger Herr?“ wandte er sich mit Förmlichkeit, indem er den Hut zog, doch ohne alle Ironie an das Bürschlein.

Franz sprang selbst herzu, wie er es von Reitknechten gesehen, dienstfertig den Zügel zu halten, aber Proch nahm ihm denselben, sobald er aus dem Sattel war, aus dem Händchen.

„Sie erlauben, das besorge ich schon selbst.“

Und er nahm auch Leitermanns Hilfe nicht an, sondern führte das Pferd in den Stall, welchen dieser ihm öffnete, und band es in einen der leeren Stände, die, rein gehalten, aber mit Moderduft erfüllt, traurig an eine entschwundene Zeit mahnten, wo hier kräftige Hufe im goldigen Stroh gestampft.

Franz hatte sich angeschlossen und auf dem Wege dem Verwalter vorgeprahlt, wie er geritten, Galopp geritten, und zwar auf der Linda; aber diese wichtige Mitteilung lautete lange nicht mehr so jubelnd wie zuerst, und das Erstaunen, welches dieselbe hervorrief, schien ihm auch nicht mehr dieselbe Freude

zu gewähren. Er warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf Proch, und erst als dieser fragte, ob er nicht ein wenig Heu oder Stroh für Linda haben könne, ließ er sich von seinem Eifer hinreißen, das Wort direkt an ihn zu wenden, indem er sich erbot, das Begehrte zu holen.

„Nicht doch," lautete die Einwendung, „das würde sich für den jungen Herrn nicht schicken. Ueberlassen Sie das nur dem Herrn Verwalter."

Dieser sah ein wenig verwundert auf, ging aber, als Proch eine freundliche Bitte hinzufügte.

Der Knabe trat von einem Fuß auf den andern, machte sich an Streubaum und Ständerpfosten ganz Ueberflüssiges zu schaffen, während Proch mit Hilfe der Zähne den Sattelgurt nachließ, schaute mit einem großen roten Gesicht auf den Boden und fragte, als Proch immer noch nicht sprach, endlich maulend:

„Was habe ich denn gethan, daß Sie böse sind?"

„Ich bin nicht böse."

„Aber Sie sagen Sie zu mir!"

„Das haben Sie ja selbst verlangt."

„Aber nur von der Schuselka!" Mit selbstbewußter Wichtigkeit setzte das Bürschlein hinzu: „Man läßt sich nur von denen duzen, denen man selber Du sagt."

„Das thun Sie ja gegen sie.“

„Ja, aber — aber —“

Proch ließ ihn nicht weiter nach Worten für das suchen, was er eigentlich sagen wollte, sondern fuhr mit gleicher Ruhe, doch etwas eindringlicher fort:

„Und zwar seit Jahren und Jahren, während der sie Ihnen eine treue Pflegerin war und mit dem ganzen Herzen an Ihnen und an all den Ihrigen hing, wie schon an Ihrer Mutter seit deren Kindheit. Glauben Sie nicht, daß Sie diese anhängliche Seele schwer gekränkt?“

Franz würgte daran, er stieß ein altes Stückchen Halfterleder, das ihm gar nicht im Wege lag, mit den Füßen fort. Noch einen Moment lang neigte er den Kopf vor, als falle ihm etwas Bedeutsames zwischen den morschen Dielen auf, dann sah er plötzlich mit ganz nassen Augen zu Proch empor.

„Soll ich sie um Verzeihung bitten?“ Der gutgeartete Knabe hatte die Absicht verstanden und das innere Widerstreben überwunden.

„Ein Mann, ein Wort!“ rief Proch und streckte ihm die Hand hin.

„Und dann sind Sie mir wieder gut und sagen Du?“

„Aber unter einer Bedingung. Du hast mich auf die Gegenseitigkeit aufmerksam gemacht. Auch Du sagst Du zu mir und Hermann, so ziemt sich's unter Männern. Denk Dir, ich wäre Dein Bruder oder Onkel."

Der Kleine jubelte unter Schluchzen, indem er die Arme dem sich zu ihm Herabbeugenden leidenschaftlich um den Hals schlang.

„Du bist mir viel lieber!" Er brachte es kaum hervor. „Und viel, viel lieber auch als Lieutenant Reimer, den Hanka so lobt — Bruder Hermann!"

„Du sollst einen an mir haben!" beteuerte Proch und drückte ihn, selbst bewegt, innig ans Herz.

Das Versöhnungsfest endete damit, daß Fränzchen fortsprang, um sein Versprechen zu erfüllen, als Leitermann mit einem Armvoll Stroh wieder in den Stall trat, und Proch wendete sich vergnügt diesem zu. Der Zweck, um dessentwillen er doch noch abgestiegen, war rascher erreicht, als er gehofft, und so meinte er auch, was er weiter noch brachte, müsse den glücklichen Erfolg gleichfalls verbürgen.

„Ich habe gute Nachrichten für Sie," sagte er frohgemut.

„Gute!" Es war ein wehmütiger Seufzer, mit

dem Leitermann ungläubig die Mitteilung aufnahm. „Wo soll für mich noch etwas Gutes herkommen? Ja, wenn die da oben vom Himmel herab eine Botschaft schicken könnte!“

„Das kann ich freilich nicht besorgen,“ versetzte Proch mit etwas herbem Humor, zu dem ihn diese der seinen so ganz entgegengesetzte weiche Natur reizte; „aber ich meinte, alles Günstige für den Riedhof wäre auch Ihnen willkommen.“

„Das ist es auch, weiß Gott, mehr, als was mich selbst treffen könnte!“

„Nun denn, so freuen Sie sich!“

„Was könnte dann aber —“

„Herr Bachschneider nimmt die Rübenlieferung an!“

„Ist's möglich?!“

Proch nickte mit glänzenden Augen, den Ausdruck des Erstaunens in den gelben, eingetrockneten Zügen verfolgend. Ihm war diese Wendung, auf die er selber kaum zu hoffen gewagt, schon seit dem gestrigen Tage bekannt. Aus der Stadt zurückkehrend, hatte er ein Brieflein von Seldschitz gefunden, dessen Absenderin er sofort an den feinen, spießigen und schnörkeligen Schriftzügen erkannte.

„Böser Zweifler!“ schrieb ihm Gisela. „Ich

habe gethan, was Sie als Beweis forderten, und erlangt, was Sie wünschten, obwohl ich nicht begreife, was das mit meinem Herzen zu schaffen hat. Papa will, wie er sagt, in Gottes Namen noch eine Weile zuwarten und sich über die Lieferung mit Ihnen ins Einvernehmen setzen, aber es müßte gleich sein. Ich verstehe kein Wort, doch das ist Nebensache, Geschäfte sind mir widerwärtig; Sie sollten nur sehen, daß ich Ihnen keine Bitte abschlage. Sind Sie zufrieden? Gisela."

Er war zufrieden, obwohl ihm jede Absicht fern lag, dies Herz, das ihm keine Bitte abschlagen wollte, auf eine weitere Probe zu setzen. Hätte er noch einen Rest von Groll empfunden, die Dankbarkeit mußte in ihm jetzt die letzte Spur verwischen; er konnte mit milder Erinnerung an das im Zorn zerschossene Mädchenbild zurückdenken.

Am liebsten hätte er die Nachricht sofort überbracht, aber der Gedanke an den Besuch der Fürstin hatte ihn davon abgehalten. Er empfand nicht die geringste Lust, mit derselben nochmals zusammenzutreffen und sich ihr mit der verbundenen Hand zu zeigen, welche ihr die unangenehme Verpflichtung, sich oder eigentlich den ungezogenen Liebling nunmehr denn doch entschuldigen zu müssen, auferlegt hätte.

So war es auf den heutigen Tag verschoben geblieben, und er hatte sich, sobald die Geschäfte erledigt waren, hieher auf den Weg gemacht, ohne eine Ahnung, daß er nun erst recht in die Gefahr der Begegnung, welcher er ausweichen wollte, hineinritt.

Er selbst fühlte sich jetzt, wo jeder Kampf vorbei war und die Entscheidung unwiderruflich hinter ihm lag, so frei und von einem sorglosen Fatalismus getragen, daß er sich diesem ungekannten Gefühle fast mit Behagen hingab und die kummervolle Schlaffheit des Verwalters durchaus nicht begriff, welche alsbald wieder an Stelle der frohen Verwunderung getreten war.

„Sie freuen sich ja gar nicht!“ rief er vorwurfsvoll.

„Ach, die Rübe!“ stöhnte Leitermann mit schmerzlichem Lächeln.

„Nun ja, die Rübe! Jetzt ist sie doch untergebracht.“

„Aber Reifel! Wenn es nun doch zur Feilbietung kommt —“

„Davon ist keine Rede, das ist abgethan!“

„Wie denn, die Schuld —“

„Kümmern Sie sich nicht darum. Genug, Sie

können in Ruhe daran gehen, alles ins Werk zu setzen."

„Ach, Herr von Proch, es ist ja nur eine Möglichkeit — Sie selbst —"

„Denken Sie an die Rübe!" unterbrach der von einem Erguß der Bewunderung Bedrohte den nun doch mit einemmale wärmer Gewordenen.

„Ja, das wollte ich schon, aber wie denn nur? Die Pachtungen —"

„Müssen selbstverständlich sofort gelöst werden, ehe die Herbstarbeiten beginnen."

„Das wird wohl nicht angehen —"

„Warum soll es denn nicht möglich sein? Mit einigen Opfern wird man die Leute schon zur Nachgiebigkeit bringen."

Der entschiedene Ton blieb nicht ohne Einfluß auf den bedachtsamen Mann. Er ging selbst daran, die Schwierigkeiten wegzuräumen.

„Das heißt, möglich wäre es schon. Eigentlich hat alles Frau Schuselka ohne Vertrag abgeschlossen, bloß mündlich, und die gnädige Frau hat es ebenso gut geheißen, aber die vormundschaftliche Genehmigung wurde nie eingeholt und so sind die Pachtungen im Grunde ungiltig."

„Sehen Sie, sehen Sie! Vortrefflich! Man

muß nur in irgend einer Weise die Vormundschaft bestimmen."

„Ja, wenn das nur ginge! Frau Gredner wird nichts davon hören wollen, dafür kenne ich sie zu gut. Sie nimmt ihre Zusage nicht zurück und ihr Herr Bruder läßt sie machen. Er kümmert sich um nichts, und nun gar, wo er so schwer krank ist —"

„Wenn man mit ihm spräche, es ihm klar machte. Ich könnte es am Ende versuchen. Mein Weg wird mich ja ohnehin über Wien führen."

„Wie, Sie wollen verreisen, Herr von Proch?"

Der Verwalter schien sichtlich betroffen, es war aus seiner Miene deutlich die Enttäuschung herauszulesen, den Ratgeber, der ihm wieder Mut und Vertrauen einflößte, nicht auch weiterhin bei der ihm auferlegten schweren Aufgabe zur Hand zu haben. Proch klopfte ihm beruhigend auf die Schulter.

„Wir wollen alles zuvor noch ordnen, lieber Herr Leitermann," sagte er. „Ich denke, Sie kommen morgen zu mir hinüber, da können wir es mit Muße besprechen. Sie werden ja auch für den Anfang zur Auflösung der Verträge, zu den projektirten Anlagen, zur Anschaffung von Zugvieh, kurz, zu den notwendigen Investitionen eine ausreichende

Summe brauchen. Die zu beschaffen, bin ich augenblicklich in der — angenehmen Lage.“

Leitermann hörte in seiner freudigen Ueberraschung den leise ironischen Klang nicht, den Prochs Stimme bei der Betonung seiner angenehmen Lage annahm. Es regte sich nur sein ehrliches Gewissen.

„Werden Sie denn mit einer so überbürdeten Hypothek zufrieden sein? Wenn nun Herr Bachschneider doch andern Sinnes würde und seine Kapitalien plötzlich zurückzöge? Er hat ja alle Sätze vor Ihnen.“

„Die müssen ihm eben aus der Hand genommen werden!“

„Ist's möglich! Sie wollten auch das —“

Seine Bewegung, sein Erstaunen war aufs höchste gestiegen, Proch dämpfte es ein wenig.

„Ich? Nein, lieber Freund, dazu bin ich zu arm. Aber es gibt ja andere Wege. Heben Sie nur erst den Kredit, dann finden Sie ihn auch.“

Leitermann kam nicht dazu, die ihm auf der Zunge schwebende Frage auszusprechen, denn die Stallthür wurde aufgestoßen und ein Reitknecht führte zwei Pferde herein, welche er ohne viel Umstände, wie einer, der hier schon Bescheid wußte, in

die Stände neben Linda band, die das ankommende Paar mit einem Wiehern empfing.

„Lieutenant Reimer scheint gekommen," bemerkte Proch, der die Pferde sofort erkannte.

„O, der ist beinahe alle Tage hier seit dem Unglück," sagte Leitermann. „Er benützt jede dienstfreie Stunde, um sie den Damen zu widmen, und sie sehen ihn so gern."

„So?" Weiter sagte Proch nichts, aber sein bisher so freudig glänzender Blick trübte sich etwas.

Der Verwalter ging dem Reitknecht anfangs zur Hand, da dessen Anwesenheit aber Proch an der Fortsetzung des Gesprächs zu hindern schien, kam Leitermann auf den Ausweg, diesem ein Hinübertreten in den anstoßenden Rinderstall vorzuschlagen.

„Es ist dort so leer wie hier," meinte er noch einmal, wehmütig scherzend, aber doch schon mit einem Anflug von Zuversicht setzte er hinzu: „Nun, hoffentlich wird ja das bald anders werden und unsere letzte Kuh bekommt wieder Gesellschaft."

Während sie den geräumigen Gang hinanschritten, dessen Einrichtung auch jetzt noch in dem vernachlässigten Zustand ein Zeugnis von der Musterordnung gab, auf welche der Besitzer des Riedhofs die Gäste, welche er mit Vorliebe hieher

führte, in seinem Stolz als Landwirt einst gerne aufmerksam gemacht, ersah Leitermann durch eine offene Thür, daß die fürstliche Equipage wieder im Hof und vor dem Hause vorgefahren war. Er entschuldigte sich für einen Moment, denn so hohem Besuch mußte doch das Haus gebührende Ehre erweisen, und da keine männliche Dienerschaft zur Verfügung stand —

Proch unterbrach ihn verständnisvoll.

„Gehen Sie nur, ich werde Sie hier erwarten," sagte er freundlich, „dann sprechen wir weiter."

Der Verwalter kam eben zurecht, als die Fürstin, begleitet von den Damen und dem Lieutenant, im Hof erschien und, sich noch einmal kurz verabschiedend, den harrenden Wagen bestieg, wobei ihr Reimer seine Kavalierdienste bot.

„Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, liebes Fräulein," sagte sie noch zu Hanka, die mit einer Verneigung dankte, und fuhr dann, nachdem auch die Begleiterin an ihrer Seite Platz genommen, unter Nicken und freundlichem Winken rasch davon.

Die eigentliche Verabschiedung mußte eben schon vorher oben stattgefunden haben, was aber Frau Gredner nicht abgehalten, der hohen Dame bis an den Fuß der Treppe zu folgen, wobei noch der ganze

Abglanz der Gnade, die ihr zu teil geworden, auf dem kummervollen Antlitz lag. Die Fürstin war aber auch sehr huldvoll und teilnehmend gewesen, sogar Frau Schuselka zeigte sich ganz entzückt und sonnte sich mit in der Auszeichnung des durchlauchtigen Besuches.

„Ist das andere Equipage als die von Seldschitz!“ gab sie, sobald die Spannung der Zurückgebliebenen nachgelassen hatte, hochmütig ihren Gefühlen Ausdruck. „Schade, daß sie nicht sind dagewesen, die Bachschneiderischen, hätten sie gesehen Ihre Durchlaucht. Und war sie ganz schwarz, wie wenn sie in Trauer wäre mit uns.“

„Aber in den Stall ist sie doch nicht gegangen, siehst Du!“ rief Franz fröhlich spottend ihr zu. Er kam hinter seiner Schwester hervor, und der Friede zwischen ihm und der ihn abwechselnd zankenden und verhätschelnden Alten schien geschlossen. „Du hast gemeint, sie müßte, wie alle Welt, unser Kälbchen ansehen. Als ob es so ein Wundertier wäre. Eine Fürstin, weißt Du, geht in keinen Kuhstall!“

„Und hab' ich doch so schön aufgeputzt. Ist wie in einem Salon. Sollten Sie doch anschauen, Gnädige, weil sind Sie schon einmal herunten.“

„Ach, Du weißt nicht, was Du von mir verlangst,“ entgegnete Frau Gredner, allmälich wieder in den Schatten zurücksinkend, aus dem sie sich durch die ehrende Ueberraschung für eine Weile erhoben gefühlt. „Wie soll ich Interesse für solche Dinge empfinden, wo mein ganzes Herz wund ist und ich nur einen einzigen Gedanken zu denken vermag? Und jetzt noch dieser Antrag der Fürstin! Will man mich denn auch noch des letzten Halts berauben? Soll ich ganz allein stehen?“

„Beruhige Dich, Mama, ich bleibe ja,“ sprach ihr Hanka zu.

„Das ist es eben, Du sollst mehr auf Deine Zukunft bedacht sein, sollst die Leute nicht vor den Kopf stoßen, wenn sie es gut meinen mit Dir und Dir so gnädig die Hand bieten wie die Fürstin. Du müßtest sie mit Freuden ergreifen und dankbar küssen. O, welch eine Sorge einem doch die Kinder bereiten!“

Ein harter Zug legte sich um Hankas Lippen, die sich fest aufeinander preßten und kein Wort hatten zur Verteidigung gegen die widerspruchsvollen Vorwürfe.

„Nur nicht aufregen, sagt Herr Doktor!“ mahnte Frau Schuselka. „Und machen wir Visite. Wird

Sie zerstreuen und aufheitern. Kommen Sie nur, Gnädige, bitt' schön!"

Sie sprach ihrer Herrin zu, faßte sie unter den Arm als getreue Stütze, zu der ihr Knochenbau alles Vertrauen einflößte, und ging so voraus, während Reimer und Hanka sich anschlossen und Fränzchen mit dem Verwalter in eifrigem Geflüster hinterher folgte.

Bei ihrem Eintritte standen die Frauen betroffen Proch gegenüber.

Er war, die Rückkehr Leitermanns erwartend, den Stallgang weiter entlang geschritten und hatte dann auch das berühmte Wunderkalb betrachtet, das sich freilich trotz des blauen Halsbandes nicht sehr von anderen Milchkälbern gewöhnlichen Schlages unterschied und auch in derselben Weise seine Nahrung suchte, aber er hatte dabei wohl weniger an dieses freundliche Tierstück gedacht als an andere Bilder und am allerwenigsten gewiß an ein solches Zusammentreffen, das ihm ganz unerwartet kam.

Auch Frau Gredner war nicht gefaßt darauf gewesen und es drohte sich beinahe die Scene von neulich zu erneuern. Sie wich in den Hof zurück.

„Ist er schon wieder hier!" schrie Frau Schuselka entrüstet auf. „Was wollen Sie hier? Haben

Sie nichts hier zu thun, das ist Kuhstall und geht Sie gar nichts an! Sag' ich ja, hat's abgesehen auf unser Kleines!"

Proch hatte den Hut gezogen und wendete sich artig an die Dame des Hauses.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte er, ohne sich an das zornige Gepolter der alten Dienerin zu kehren, „ein Zufall hat mich hereingeführt. Ich konnte nicht ahnen, daß ich Ihnen gerade hier begegnen würde."

„Gehen Sie weg, gehen Sie weg!" fuhr Frau Schuselka in aller Härte fort. „Sehen Sie nicht, daß zittert sie am ganzen Leib?"

Jetzt aber trat ein Verteidiger für den hier so Unwillkommenen auf.

„Du, das sag ich Dir," erklärte Franz, sich heldenmütig vor sie hinstellend, „Bruder Hermann weisest Du mir nicht hinaus, sonst widerrufe ich alles und es bleibt beim Sie!"

„Bruder Hermann? Bruder Hermann?" wiederholte sie dumpf und mit allen Zeichen des Entsetzens, weiter jedoch brachte sie nichts hervor. Die Drohung hatte Eindruck gemacht.

Die Pause benützte Proch, sein Bedauern noch einmal auszusprechen.

„Es thut mir leid, gnädige Frau, daß ich Sie erschreckt habe, meine Absicht war es nicht, und ich wüßte nicht, was mir mehr am Herzen läge, als diesen Eindruck zu verwischen. Wenn Sie aber mein Anblick wirklich belästigt, so will ich Sie sofort von demselben befreien.“

Er verbeugte sich und wollte sich entfernen, Frau Gredner aber hatte unterdessen doch so viel Fassung gewonnen, um das Verletzende ihres Verhaltens einzusehen, und bemühte sich nun in natürlicher Herzensgüte, es wieder auszugleichen.

„Nein, mein Herr — nein — es geht schon vorüber,“ wendete sie höflich ein. „Der Herr Lieutenant hat uns ja schon gesagt, wie alles hergegangen, und ich möchte Ihnen auch gar keinen Vorwurf machen, aber ein — thörichtes Gefühl“ — sie wollte eigentlich sagen „ein unüberwindliches“, doch unterdrückte sie das, allein die Gewalt, welche sie sich anthat, drängte ihr die Thränen in die Augen. „Ach, ich war so stolz auf ihn!“ brachte sie nur noch schluchzend hervor.

Proch fühlte sich diesem Schmerz gegenüber tief bewegt. Er hätte so gern die Hand der weinenden Mutter erfaßt und sie an seine Lippen gedrückt, doch unterließ er es, sein Taktgefühl sagte ihm, daß

dieser Beweis seiner Ehrerbietung und seines Mitleids eher weh als wohl thun würde und er beschränkte sich auf ein teilnehmendes Wort.

„Seien Sie versichert, gnädige Frau, daß Ihr Schmerz niemand tiefer zu Herzen geht als mir. Ich gäbe alles, weiß Gott, alles darum —“

In der eigenen Ergriffenheit versagte ihm die Stimme, und das verlieh seiner Beteuerung noch mehr Nachdruck, den aber nicht jedes der Anwesenden in gleicher Weise empfand.

„Können Sie gut machen, was geschehen?“ fragte Hanka mit geröteten Wangen und feindseligem Blick. „Warum sind Sie also hieher gekommen? Wollen Sie noch mehr Unglück bringen in dies Haus?“ Die Art, wie sie schützend an die Seite ihrer Mutter trat, ließ keinen Zweifel darüber, wie sie es meinte.

So ruhig Proch die früheren Klagen hingenommen hatte, ohne sich zu verteidigen, der Vorwurf aus diesem Munde ließ ihn nicht mehr schweigen. Er war zu hart, um ihm eigentlich weh zu thun, aber es trat ein Reiz hinzu, der ihm alle Gelassenheit raubte. Warum stellte sich gerade sie gegen ihn, sie, die doch dem Trost nicht unzugänglich schien? Ein heftiges Zucken seiner Lippen, das

sich auch dem Schnurrbarte mitteilte, gab Zeugnis von seiner Erregtheit, mehr noch als seine Worte.

„Gutmachen kann ich das Geschehene nicht. Ich weiß, daß der Verlust unersetzlich ist, aber Sie sollen wenigstens sehen, daß ich nicht komme, um noch mehr Unglück zu bringen. Wollen Sie das, mein Fräulein, Ihrer Frau Mama übergeben. Es sollte dies erst in einigen Tagen geschehen, aber gleichviel — es kann ja auch jetzt sein. Ich habe die Ehre!“

Er hatte einen großen Briefumschlag Hanka überreicht, verbeugte sich kurz und trat seinen Rückweg durch den Stall an. Aber er hatte noch nicht den Gurt seines Pferdes angezogen, als Franz hereingelaufen kam.

„Du darfst nicht fort! Mama läßt Dich bitten, zu ihr zu kommen!“ rief er und hängte sich, als Proch ihm nicht Gehör schenkte, an dessen Hand.

„Laß mich!“ sagte dieser fast rauh. „Ich bin hier allen ein Dorn im Auge!“

„Ich aber habe Dich lieb!“

„Dessen will ich eingedenk bleiben. Wir treffen wohl wieder im Leben zusammen. Jetzt geh, Franz, und laß mich!“

Aber er kam nicht dazu, die Schnalle vollends

anzuziehen, denn nun erschienen auch Reimer und Leitermann, und beide brachten die nämliche Botschaft.

„Seien Sie freundlich,“ redete der Lieutenant dem Zürnenden zu, „man hat es ja nicht so schlimm gemeint. Haben Sie Nachsicht und kränken Sie Frau Gredner nicht so sehr. Sie hält Fräulein Hanka vor, Sie beleidigt zu haben. Zeigen Sie, daß dies nicht der Fall gewesen!“

Vielleicht war es das letzte Argument, das am meisten wirkte. Es verdroß Proch jetzt schon, daß er sich so weit hatte gehen lassen. Nein, man sollte nicht glauben, daß er sich durch ein ungerechtes Wort aus Frauen- oder Kindermund gekränkt fühlen könne und mit dem dünkelhaften Bewußtsein, die Beleidiger durch seine Großmut niedergeschmettert hinter sich zu lassen, triumphirend davongegangen sei. Er nahm die Aufforderung an und ließ sich ohne weiteres Widerstreben zu Frau Gredner zurückführen.

Diese trank eben ein Glas Wasser, das ihr Frau Schuselka vom Brunnen reichte, und hatte den zerrissenen Schuldschein ihres Sohnes in der Hand.

„Ich bitte um Verzeihung, aber Sie haben mir ja nicht gesagt, was es damit für eine Bewandtnis hat,“ sagte sie, auf denselben deutend. „Was soll ich denn thun? Kann denn ich mich mit Geschäften

befassen? Man ladet mir immer so viel auf! Der Herr Lieutenant sagt, es sei jetzt alles in Ordnung."

„Das ist es auch, gnädige Frau," bestätigte Proch. „Seien Sie ganz unbesorgt, Sie haben mit der Sache gar nichts mehr zu thun!"

„Aber bleibt nicht ein Fleck auf der Ehre des Toten?" fragte Hanka Reimer, der wieder zu ihr getreten war. Sie wandte sich auch jetzt nicht an Proch.

Leitermann übernahm es, auch Frau Gredner zu beruhigen.

„Die Schuld ist ja bezahlt. Ich habe es der Gnädigen schon gesagt, sonst wäre der Schein nicht durchrissen. Und sehen Sie: ‚Per acquit, Reifel.' Das Papier hat keine Giltigkeit mehr!"

„Bezahlt?" wiederholte Frau Gredner, die sich noch immer nicht recht hineinzufinden schien. „Aber wer hat denn bezahlt?"

Es bedurfte keines Namens, Leitermanns leuchtender Blick sprach deutlich genug.

„Sie?" rief Frau Gredner staunend aus, während Hanka eine rasche Bewegung machte, um sich zu ihrem Bruder hinunterzubeugen, der von diesem Zeichen plötzlicher schwesterlicher Teilnahme nur in seiner gespannten Aufmerksamkeit gestört wurde.

„Nun ja, gnädige Frau, ich habe mir die Freiheit genommen, da ich vorgestern Zeuge des rohen Ueberfalls war.“

Es klang beinahe wie eine Entschuldigung.

„O, nicht wahr, ein abscheulicher Ueberfall! Und ich danke Ihnen jetzt recht sehr, daß Sie mich von diesem Menschen befreit haben. Ein abscheulicher Mensch, und es hat mich so angegriffen. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen wirklich von Herzen!“ Sie schien thatsächlich nur an die Beängstigung zu denken, die ihr die vorgestrige Scene verursacht. Sie drückte Proch freundlich die Hand.

„Schade, daß ich nicht dabei gewesen bin, ich hätte den Kerl —“ ließ Reimer voll Entrüstung einfließen, aber Hanka hatte für ihn diesmal keinen belohnenden Blick.

„Ach, da fällt mir ein,“ fuhr Frau Gredner indessen fort, „Sie werden es sicher von dem Gelde bezahlt haben, das Sie für Waldhaus bekamen?“

„Auch das weiß man also schon!“ sagte Proch lächelnd, doch sichtlich unangenehm berührt.

„Die Fürstin hat es uns ja erzählt. Sie will eine Kapelle errichten lassen an der Stelle — o Gott!“

Sie konnte noch nicht daran denken, ohne wieder

in Weinen auszubrechen. Ihre Tochter ließ sie aber diesmal nicht gewähren.

„Mama,“ sagte sie nachdrücklich, „Du vergißt ganz, daß wir unserer Verpflichtung damit noch nicht ledig sind. Nur unser Gläubiger hat gewechselt und es müssen daraufhin Anordnungen getroffen werden.“

„Ja, ja, freilich — Sie haben also für uns bezahlt.“

„Nun ja, Sie werden jetzt eben meine Schuldnerin, aber ich will Sie gewiß nicht drängen.“

„O, es ist so schwer, so schwer! Alles kommt zusammen! Das Schicksal ist hart zu ertragen, daß wir auch noch Ihre Schuldner werden müssen!“

„Machen Sie sich darüber keine Sorge. Sie werden mich lange nicht wiedersehen und nicht von mir hören.“

Was aber für die wieder ganz in ihren Jammer Versunkene eine Tröstung sein sollte, war für den kleinen Franz ein wahrhafter Schmerz. Er hielt seinen neuen Bruder Hermann ängstlich mit beiden Händchen fest.

„Ist es wahr, daß Du reisest, wie Herr Leitermann sagt?“

„Ja, mein Junge, bald.“

Prochs Versicherung rief ein seltsames Echo wach.

„Ist nur gut, daß gehte!“

Frau Schuselkas Brummstimme war vernehmlich genug, wenn auch die Herrin im selben Momente sich erinnerte, daß sie dem Retter aus der Not doch wohl außer dem Gelde auch einige Höflichkeit schuldig sei und ihn noch halb klagend aufforderte, mit ins Haus hinaufzukommen.

Gemessen lehnte Proch ab.

„Heute nicht. Wenn ich mich verabschiede, werde ich von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen.“

Aber indem er sich beurlaubte, trat nun plötzlich Hanka vor. Ihre Haltung war unsicher, ihre Augen, die sich scheu zu ihm erhoben, wichen gleich wieder aus, und gepreßt, stockend, wie wenn sie mit Gewalt den Ton ihrer Stimme festhalten müsse, sprach sie ihn an:

„Nehmen Sie — auch meinen Dank — ich möchte —“

Weiter kam sie nicht; verlegen, unschlüssig hob sie dabei die Hand, man meinte, der Bewegung das innere Widerstreben ansehen zu können. So trat auch Proch, als ob er dieselbe nicht bemerke, steif zurück.

„Thun Sie sich keinen Zwang an, mein Fräulein!“ sagte er kalt, verbeugte sich noch einmal und ging.

In das ganz blaß gewordene Antlitz Hankas kehrte das Blut in heftigen Wogen zurück, aber der Scheidende sah den Blick der Kränkung und des Hasses nicht mehr, der ihm folgte.

Achtes Kapitel.

„Ach, wenn mich der gnädige Herr doch mit sich nehmen wollten!"

„Das geht nicht, Heinrich. Ich werde mich fortan ohne Jagd behelfen müssen, wozu soll mir da ein Jäger?" wies Proch die Bitte ab, welche der Bursche, während er ihm den Aermel des Rockes mit sorgfältiger Achtsamkeit über die verbundene Hand hinauf zog, nach allerlei vorhergegangenen Andeutungen schließlich an ihn richtete.

Es könne ja auch als Diener sein, meinte Heinrich kleinlaut, aber er schloß unwillkürlich mit einem Klageruf: „Ach, das schöne Waldhaus!"

„Da siehst Du selbst. Du bist hier aufgewachsen und mit Ausnahme Deiner Militärdienstzeit zeitlebens nicht fortgekommen. Dein Vater schon hat diesen Wald gehütet und gepflegt, und Du bist ein

Kind dieses Waldes, er ist Dir ans Herz gewachsen, ein Forstmann bist Du, ein Jäger und keine Bedientennatur, und ein Jäger sollst Du bleiben. Es thäte mir um Dich leid, wenn ich Dich da herausreißen sollte. Und dann, was ist's denn mit der Pepi?"

„Wissen der gnädige Herr denn —"

„Da hättest Du Deine Lichter mehr in acht nehmen müssen. Und die Pepi scheint die ihrigen just auch nicht wegzuwenden, wenn Du sie anäugst."

„Sie wird wohl nun auch von hier fort müssen." Der rot gewordene Bursche konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Nun, wer weiß, es kommt darauf an. Ich habe es euch schon gestern gesagt, daß ich euch der neuen Herrschaft empfehlen werde, und habe mir ausdrücklich die Bedingung vorbehalten, daß man euch nicht ohne weiteres das Brot kündigt. Zum Förster bist Du noch zu jung, Du mußt erst Deinen Weg machen, aber als Heger könnte man Dich anstellen, und da hier das Haus nicht ohne Aufsicht bleiben kann, so läßt es sich wohl einrichten, daß Du in Deiner Eigenschaft als Forst- und Hauswart hier Deinen Wohnsitz behältst, und weil man dann doch auch eine Beschließerin braucht, wird es gut

sein, wenn Du eine tüchtige Frau hast. Ich an Deiner Stelle würde also ans Heiraten denken."

„O, gnädiger Herr, daran hätten wir schon gedacht, und wenn es wirklich so ist —"

„Nun gut, so macht es ab!" fiel Proch dem Ueberraschten ins Wort und schnitt ihm mit dem Auftrag, anspannen zu lassen, jede weitere Dankesbezeigung ab.

Er begriff nur zu wohl, daß in dem Burschen die Freude über die eröffnete Aussicht jedes andere Gefühl momentan zurückdrängte und die Anhänglichkeit an die Heimat und das Haus selbst die Treue gegen den Herrn überwog, sah er doch, als er jetzt in sein Wohnzimmer trat, mit fast wehmütigen Blicken in dem traulichen Raume um sich. Die nahezu im Mittag stehende Sonne fiel mit hellem Glanz durch die Fenster ein, erfüllte denselben mit Wärme und Behagen, vergoldete dies und jenes Einrichtungsstück und schien es förmlich darauf abgesehen zu haben, ihm alle, auf die er Wert legte, noch einmal in besonders günstigem Lichte, seine Lieblingsplätzchen recht einladend zu zeigen und ihm den Abschied so schwer als möglich zu machen.

Wie wird es hier aussehen, wenn er einmal

fort ist? — Welche Veränderungen werden da vorgenommen werden und wer wird da hausen? Freilich hatte er sich schon an manchen Orten aufgehalten, wo es ihm gefallen, und sich für längere oder kürzere Zeit daselbst sein Zelt gebaut, niemals aber hatte es ihn gereizt, sich für die Dauer fest dort anzusiedeln. Er besaß ja schon seinen Wohnort, sein Heim, und so innig war dies Gefühl der Zugehörigkeit von Kindheit auf mit ihm verwachsen, daß er nie auch nur an die Möglichkeit gedacht hatte, diesen Besitz zu veräußern, und endlich nach Jahren des Herumstreifens doch wieder in sein liebes Waldhaus zurückgekehrt war, wenn auch nicht mit der Absicht, unablässig dort zu leben, so doch mit dem wonnigen Empfinden des Müden, dem ein stilles Plätzchen winkt, auf dem er sich ausruhen will für eine gute Weile.

Es hatte sich das alles nur in undeutlichen Gefühlen in ihm geregt, ohne daß sich die Gedanken damit beschäftigten, heute jedoch und auch gestern schon, besonders aber in diesem Momente trat es ihm mit voller Anschaulichkeit klar ins Bewußtsein, und es wollte ihn wieder einmal eine jener thörichten Regungen der Reue beschleichen, an die ihn sein alter Freund warnend erinnerte. Hatte Doktor Fischer

recht gehabt? War das heiße Blut auch diesmal allzu stürmisch dreingegangen? War dies Hinwerfen all dessen, was ihm noch geblieben, notwendig gewesen? Hatte sich das Opfer nicht umgehen lassen? Für wen hatte er es gebracht? Wer dankte es ihm?

Nicht um seine Zukunft sorgte er sich, und die Zukunft anderer — die konnte ihm ja gleichgiltig sein; aber was ihn vornehmlich dazu veranlaßt, Waldhaus dem Fürsten anzubieten und sich so gleichsam entwurzelt hinaustreiben zu lassen wie ein losgerissener Baum in den rastlosen Strom, war das lodernde Verlangen gewesen, denen beizuspringen, die in ihm den Urheber des erlittenen Unglücks sahen, an dem er sich selbst trotz aller Gegengründe schuldig fühlte. Und was hatte er mit seinen Versuchen, sich ihnen nützlich zu machen, erreicht?

Unersetzlich! Hatte man es ihm nicht wieder entgegengehalten? Unersetzlich war der Verlust. Was bezweckte er also mit seinem Aufdrängen?

„Können Sie gutmachen? Kommen Sie, um noch mehr Unglück zu bringen?“

Und dafür war er ein Thor gewesen, der sich selbst der Heimat beraubt, einer Heimat wie dieser, deren vollen Wert er jetzt erst schätzen lernte, wo er sie verlassen mußte in wenig Tagen schon.

Ach was! Wollte er nicht lieber gar flennen wie ein Weib? Was würde die „kleine Bachschneider“ — wie Durchlaucht das große rote Ding zu nennen beliebten — was würde die schöne Gisela lachen, wenn sie ihn so sentimental sähe! Und die Anwandlung von Verdruß oder vielmehr von Bitterkeit und Rührung war vorüber. Er brauchte eine andere Stimmung, um diesem Dämchen gegenüberzutreten, und das war ja seine Absicht. Eben jetzt nach Seldschitz zu fahren, um mit Bachschneider die Abmachungen zu treffen, die er eingeleitet, seinem Töchterchen zu danken und dann — sich zu verabschieden für immer, hatte er ja anspannen lassen und sich in den Besuchsanzug geworfen. Zu dem gehörte auch eine entsprechende Miene und eine entsprechende Laune. Es war doch eigentlich belustigend, dem Papa einen kleinen Streich gespielt zu haben und vielleicht — dem Töchterchen auch. Einen Racheakt würde man es nennen. Mochte man doch! Was lag daran? Und am Ende hatte man auch das Richtige damit getroffen. Aus welchem Grunde hätte er es denn sonst gethan? Doch nicht um der Riedhofer willen? Was gingen die ihn an? Mochten sie sich selber weiter helfen!

„Gnädiger Herr, der Riedhofer Verwalter ist

da, ich habe schon gesagt, es sei zur Ausfahrt eingespannt, aber er gibt an, es sei etwas Wichtiges."

„So laß ihn ein. Wenzel soll warten, und bringe eine Flasche!"

Der Bursche war kaum aus der Thüre, als Fränzchen hereingestürmt kam und auf Proch zulief.

„Nicht wahr, Du willst?" rief er dabei voll kindlicher Zuversicht. „Du wirst jetzt unser Vormund?"

„Ich? Was sprichst Du?"

„Du mußt unser Vormund werden, bitte, bitte schön!"

Fragend wandte sich Proch an Leitermann, der hinter dem Jungen eingetreten war, und dessen erregte Miene ebenfalls etwas Ungewöhnliches verkündete.

„Ich verstehe nicht! Den ganzen Morgen habe ich Sie erwartet und konnte mir nicht denken, was Sie abhielt. Es wird uns jetzt kaum noch Zeit zur Besprechung bleiben."

„Verzeihen Sie, Herr von Proch," sagte der Verwalter. „Es sind so traurige Nachrichten gekommen — und dann die Briefe — und die Verhandlungen — ich konnte nicht früher fort, und Franz hat es sich nicht nehmen lassen, mit herüber zu laufen. Es ist doch ein schönes Stückchen Weg."

„So setzen Sie sich, trinken Sie ein Glas Wein, und ich bringe Sie im Vorüberfahren wieder heim."

„Und Du kommst mit zu Mama und sagst es ihr, daß Du unser Vormund werden willst. Ich mag keinen andern. Nicht wahr? Jetzt aber darf ich ein bißchen zu den Pferden? Bitte!"

Der letztere Wunsch wurde dem Knaben gern gewährt. Für den ersten hatte Proch noch kein Verständnis gefunden.

„Was meint der Kleine?" fragte er.

„Er hat es Ihnen ja schon gesagt — oder hat er nicht? Sein Onkel ist tot, der Bruder der Frau Gredner, Herr von Weletitz. Heute nacht ist er gestorben, um neun Uhr früh erhielten wir das Telegramm durch den Expreßboten. Ja, ja, wer hätte das gestern noch gedacht, als wir davon sprachen, von der Vormundschaft und den Pachtverträgen — wissen Sie noch? Heute ist die Vormundschaft erledigt."

„Ja so!"

„Ach, wenn Sie jetzt nur wollten!"

„Nein, ich will nicht!"

Proch hatte leicht erraten, was ihm in der schüchtern flehenden Andeutung nahegelegt wurde. Fränzchen hatte ihn ja darauf vorbereitet. Seine

so hart und entschieden klingende Abweisung stimmte mit einemmale die ihm entgegengebrachte frohe Hoffnung herab. Entmutigt ließ Leitermann den Kopf sinken, er war das Mißlingen schon gewöhnt.

„Ich habe es mir wohl gedacht,“ sagte er, rasch wieder verzagend, „ich habe mir's gedacht! Die Aufnahme gestern hat Sie geärgert, wie denn auch nicht? Aber Sie müssen den Damen doch etwas zu gute halten.“

„Das will ich gern, nur mich nicht weiter in ihre Angelegenheiten mischen. Zünden Sie sich eine Cigarre an.“

Leitermann bediente sich aus der hingereichten Kiste, mehr, weil er nicht abzulehnen wagte, als aus Lust am Rauchen, das er wenig pflegte.

„So wollen Sie auch nichts mehr von den — von den“ — er getraute sich kaum heraus — „von den Investitionen wissen?“ fragte er leise. „Ich habe es gefürchtet, es ist ja natürlich.“

Diese Folgerung erregte Prochs Mißfallen. Die Gründe, welche ihm da der schlichte Mann unterschob, waren nicht die seinen. Nie wäre es ihm eingefallen, sich in solcher Art zu rächen. Er hatte nur seine Zukunft von jenen getrennt, die ihn kränkend zurückwiesen, nicht aber das zurückziehen wollen, was so gut wie gegeben war.

„Die Pläne, von denen gestern die Rede gewesen,“ erklärte er, „sind eine Sache für sich, die wird geordnet, weiter hinaus aber kann ich mich nicht einlassen.“

Ein Schimmer von wiederkehrender Zuversicht erhellte das schmale Gesicht Leitermanns.

„Wie sollen aber die Damen allein sich weiterhelfen?“

„Sie vergessen, daß das nicht meine Sache ist.“

„Aber Sie haben sich doch so angelegentlich ihrer angenommen,“ drängte Leitermann, den das gleichgiltige Achselzucken Prochs nicht abschreckte. „Sie haben schon so viel gethan, jetzt wäre die Gelegenheit da, alles nach dem Entwurfe durchzuführen. Es könnte vielleicht wirklich noch alles gut werden, aber ich allein, ich sage es offen, ich habe nicht die Kraft und den Mut und zuvörderst schon nicht das Recht und die Macht, wenn ich selbst auf eigene Verantwortung handeln wollte, das durchzuführen, was unbedingt zu einem Erfolg notwendig ist, Sie, Herr von Proch, haben mir ja erst die Möglichkeit einer solchen gezeigt. Weiß ich denn überhaupt, ob man mich unter anderen Verhältnissen auch nur an meinem Platze beläßt? Ich will gern arbeiten, was ich vermag, aber ich brauche

einen, der mich schützt und die Verantwortung trägt. Thun Sie ein übriges, Herr von Proch. Es ist ein Gotteslohn zu verdienen!"

„Sie wissen doch, daß ich reise."

„Müssen Sie denn reisen? Es zwingt Sie ja niemand. Uebrigens halten Sie zur Güte, ich wollte mir nicht erlauben, Ihnen Vorschriften zu machen. Sie können auch reisen und doch die Vormundschaft führen. Es handelt sich doch nur um die Autorität."

Proch, der sich kaum erst gesetzt hatte, sprang wieder auf und trat ans Fenster. Er sah eine Weile hinaus.

„Und wer sagt Ihnen denn, daß man mich will?" warf er dann, ohne seine Stellung zu ändern, hin.

„O, weil die Gnädige gestern anfangs so unfreundlich gewesen?" beeilte sich Leitermann, die Einwendung, die denn doch nicht mehr so schroff lautete, zu entkräften. „Sie war wohl gar nicht in der Lage, gleich einzusehen, wie groß der ihr erwiesene Dienst ist. Aber seither ist sie ganz umgestimmt, gewiß und wahrhaftig! Ich hätte es selbst nicht für möglich gehalten. Franz hat ihr so viel erzählt, und Franz gilt so viel bei ihr. Ich glaube, sie wäre ganz einverstanden. Widersprochen

hat sie mir wenigstens nicht und dem Kleinen auch nicht."

„Das ist sie — sie hat dabei aber doch nicht allein eine Stimme."

Der neue Einwurf machte den eifrigen Anwalt verlegen und das um so mehr, als Proch, sich umwendend, seine Augen scharf auf ihm ruhen ließ.

„Die Gnädige hat den Vorschlag zu machen," stotterte er, „wen sie zum Mitvormunde wünscht."

„So mag sie wählen, wen sie will!"

„Aber — ja" — nur zaudernd kam es heraus — „man muß sie eben unterstützen gegen den Widerstand der anderen."

„Ah, also die anderen wollen nicht? Nun, ich will auch nicht!"

Es war wieder der Ton in seiner vollen Rauheit wie bei der ersten Zurückweisung, und Leitermann empfand ihn wie einen Schlag, so daß ihn die gleich darauf folgende freundliche Nötigung, ein Glas von dem Weine zu trinken, den Heinrich eben hereinbrachte und auf ein kleines Tischchen setzte, nicht einmal von dem ihm persönlich gewahrten Wohlwollen überzeugen konnte.

„Kommen Sie, wir müssen auf Ihr Wohl trinken, Herr Leitermann," wiederholte Proch, als der Verwalter noch immer nicht zulangte.

„Ach du lieber Himmel, mein Wohl — das liegt im Grabe!“

„Also auf das Gedeihen Ihrer Wirksamkeit!“

Leitermann schüttelte abermals resignirt den Kopf.

„Damit wird es nicht weit her sein, wenn einmal Herr Bachschneider zu befehlen hat. Der bringt auch seine eigenen Leute mit.“

„Wer, sagen Sie?“

„Nun, Herr Bachschneider.“

„Warum gerade er? Das ist ja ganz verkehrt, das muß ja eben verhindert werden! Haben Sie mich denn nicht verstanden?“ Das Interesse gewann die Oberhand über die Verstockung und absichtlich genährte Gleichgiltigkeit.

„Gewiß, Herr von Proch, gewiß habe ich Sie verstanden,“ erwiderte der Verwalter nickend, „und denke just so wie Sie, und habe es auch gesagt und alles aufgeboten, aber was ist da zu machen, wenn die Frauen einmal wollen? Sie haben sich Bachschneider in den Kopf gesetzt und meinen, alles werde anders gehen, wenn der Vormund ein Geschäftsmann sei.“

„Vormund, Bachschneider!“ Proch fuhr auf, als sei ihm eine schmachvolle Beleidigung widerfahren. „Blödsinn! Unglaubliche Kurzsichtigkeit!

Das Lamm, das sich den Wolf einladet! Haben sie denn ganz und gar den Verstand verloren?“

„Ja, sprechen Sie da einmal, abgefertigt wird man, als ob man ein Verleumder wäre. Böse Absichten? Warum sollte er böse Absichten haben, warum sollte man ihm nicht mehr vertrauen? Es liege doch in seinem Interesse, alles in stand zu erhalten, damit er ruhig seinen Zins weiter ziehen könne und dergleichen. Sehen Sie, Herr von Proch, wir haben so wenig Bekannte, die Seldschitzer Damen haben uns in letzter Zeit allerlei Freundlichkeiten erwiesen, Blumen geschickt, den Wagen angeboten und so weiter, man ist doch eine Erwiderung schuldig, und solch ein Beweis von Achtung und Vertrauen —“

„Wahnsinn! Heilloser Wahnsinn!“

„Schon die Nachbarschaft allein —“

„Hören Sie auf!“ rief Proch in hellem Unmut. „Das darf nicht sein, es wäre ja alles umgestürzt. Wen immer, aber gerade den nicht!“

„Aber gerade den wollen sie.“

„So muß ich selbst hinüber und ihnen den Kopf zurechtsetzen!“ erklärte Proch, im Eifer alle seine früheren Vorsätze betreffs der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten vergessend. Er griff nach seinem Hut, und jetzt — trank Herr Leitermann

endlich auch sein Glas Wein auf das Gedeihen seiner Wirksamkeit ganz stillvergnügt aus.

Im Hofe war schon der Wagen vorgefahren und auf dem Bocke saß bereits Fränzchen. Hinter ihm stehend, hielt der Kutscher die Zügel, um sie seinem Herrn zu überreichen. Proch stieg jedoch nicht vorne auf.

„Kann sie noch nicht führen,“ sagte er, seine noch immer verbundene Hand erhebend.

Der ehemalige Dragoner machte auch nicht gerade ein sehr vergnügtes Gesicht, stand er doch gleichfalls, wie das ganze Haus, vor einer Aenderung der Verhältnisse, nach der er sich nicht gesehnt hatte.

Er nickte und erlaubte sich auch einmal ungefragt eine Meinung zu äußern.

„Habe nur gedacht — weil es nicht oft mehr geschieht,“ brummte er, doch so unverständlich, daß es auch für ein Selbstgespräch gelten konnte.

Dem machte aber sein Herr kurzweg ein Ende.

„Na, vorwärts, Wenzel! Heute fahren wir noch und das — gut.“

Und Wenzel fuhr gut. Er hatte den Platz vorn neben dem Knaben eingenommen und Proch saß auf dem zweiten Sitze neben dem Verwalter. Die beiden sprachen unterwegs das ganze Projekt eingehender

durch. Es war von nichts die Rede als von Rajolen, Amelioriren, natürlichem Gefälle und Ueberstauungen, Zugvieh, Milchabsatz, Rübenblätterverfütterung und dergleichen für die Landwirtschaft hochwichtigen technischen Fragen, die so gründlich erörtert wurden, daß sie damit noch lange nicht fertig waren, als sie in Riedhof einfuhren.

Auch heute hielt schon eine Equipage vor dem Herrenhause. Also wieder ein Besuch! Es war der Seldschitzer Landauer. Natürlich eine Kondolenzvisite! Offenbar hatte man schon von jener der Fürstin gehört, und da gehörte es ja zum guten Tone, diesem Beispiel unverweilt zu folgen — oder steckte etwas anderes dahinter? Wer weiß! Wenn Herr Bachschneider mitgekommen war, konnte sich da oben inzwischen allerlei abspielen. Da blieb keine Zeit zu versäumen!

Und voll Feuereifer eilte Proch mit Fränzchen, der ihn nicht mehr von der Hand ließ, die Treppe hinan. Der Kleine zog ihn direkt in das Empfangszimmer, schon auf der Schwelle verkündete er wie in einer Siegesfanfare seinen Erfolg, denn selbstverständlich hatte nur er ihn errungen.

„Da hab' ich ihn, da bring' ich ihn! Hier ist er! Mama, Mama, sieh doch!“

Aber nicht nur Mamas Augen lenkte dieser Ruf auf den Eintretenden, auch Hankas Blick richtete sich auf ihn, indem sie unwillkürlich und erregt sich erhob und in gleicher Weise auch die Aufmerksamkeit der beiden Besucherinnen, welchen seine Erscheinung hier noch überraschender kam.

„Nein, wissen Sie denn schon von dem Schlaganfall?" empfing ihn Frau Bachschneider, kaum daß er noch Zeit gehabt hatte, seinen Gruß anzubringen. „Wir kommen ganz ahnungslos her, um unsere lieben Nachbarn ein wenig zu trösten, da finden wir schon wieder eine neue Trauernachricht. Und so plötzlich! Denken Sie sich nur, gestern noch kam ein Brief, daß er sich nunmehr wieder wohler fühle. Und heute! Ich möchte nur wissen, ob er sich irgendwie verdorben hat. Bei General Barnay war es gerade so, er befand sich schon in der Rekonvaleszenz, und wie er aufsteht, läßt er sich seine Lieblingsspeise geben — Backhendl mit Gurkensalat — nehmen Sie nur diese Unvorsichtigkeit! Und noch in derselben Nacht, das war ja auch vorauszusehen —"

Sie erzählte ihre Geschichte Hanka und ihrer Tochter weiter, da Proch ihr — woran sie übrigens bei ihren Zuhörern schon gewöhnt war — nur bis zum zweiten Fall Gehör schenkte, diesem aber und

den übrigen Fällen sich mit einer Wendung an die Hausfrau entzog, was an und für sich schon durch das Beileid gerechtfertigt war, das er dieser nunmehr erneuert auszusprechen hatte.

„Ach Gott," brach nun Frau Gredner in Klagen aus, „es läßt einen gar nicht zu Atem kommen! Wenn man doch gar nichts von seinen Brüdern hat, gar nichts! Sein Vermögen geht ja ohnedem ganz auf seine Witwe über, darauf haben wir nie gerechnet, aber seinen Rat, seinen Beistand hätte er uns nicht vorenthalten sollen. All sein Lebtag hat er sich nicht um uns gekümmert, und nun thut er uns auch das noch an, gerade in diesem Moment!"

Sie brach in Schluchzen aus und überließ es Proch, sich das Bild dieses herzlosen Bruders, der sich so rücksichtslos den ungeeignetsten Zeitpunkt zum Sterben ausgesucht, weiter auszumalen. Er benützte jedoch die Gelegenheit, auch Fräulein Gisela seine besondere Verbeugung zu machen und ihr zu sagen, daß er eigentlich eben auf dem Wege nach Seldschitz sei. Er hätte sich beeilen wollen, ihr zu danken.

Sie hatte sich mit Fränzchen befaßt, und es schien, als ob sie ihren ehemaligen Bräutigam geflissentlich nicht beachten wolle, plötzlich jedoch mußte sie andern Sinnes geworden sein, denn sie sprang

auf und zog ihn in ihrer launischen, zwanglosen Weise, unbekümmert um die Verletzung aller gesellschaftlichen Form, mit sich in die Fensternische und in ein Sondergespräch.

„Ist es wahr, Sie haben Waldhaus verkauft?" begann sie dasselbe mit lebhafter Eindringlichkeit.

„Das ist allerdings schon seit gestern kein Geheimnis mehr."

„Sie aber haben eines daraus gemacht. Sie wollten uns mit einem fait accompli überraschen. Das ist nicht schön. Sie haben mit verdeckten Karten gespielt!"

„Inwiefern, mein Fräulein?" entgegnete er und richtete sich ernst auf. „Ich wüßte überhaupt nicht, daß es sich in dieser Angelegenheit um ein Spiel handelte, zumal nicht mit Ihnen oder gegen Sie, und übrigens folgte ich nur einem Entschluß des Augenblicks."

„Das heißt, Sie waren dazu gezwungen!"

„Möglich; es ist ja alles Kausalität."

„Und Sie wollten keine Hilfe von — von anderer Hand."

„Diese Hand —"

„O, ich weiß Ihr Achselzucken zu deuten. Es soll sagen: ‚Diese Hand hat sich mir entzogen.‘

Aber das ist nur eine Ausrede. Sie wollen eben fort."

„Mein Fräulein —"

„Und Sie haben sich geschlagen!"

„Ich?"

„Sie sind doch verwundet!" Und sie deutete auf seine Hand, was Proch, trotz seiner nichts weniger als heitern Stimmung, ein Lächeln entlockte.

„O!" scherzte er. „Sie sind wirklich merkwürdig unterrichtet. Doch kann man da wohl kaum von einem wirklichen Duelle sprechen. Mein Gegner war mir doch eigentlich nicht ganz ebenbürtig."

„Lieutenant Reimer?"

„Wie kommen Sie auf den?"

„Leugnen Sie nicht, ich weiß alles!"

„Von wem?"

„Sie haben sich ihretwegen geschlagen!" Ein scharfer Seitenblick aus ihren klein zusammengezogenen, sprühenden Augen, der ihm keinen Zweifel ließ, wen sie meinte, traf Hanka. Diese seltsame Voraussetzung machte ihn betroffen, es lag etwas darin, was seinen Spott lähmte und ihn unwirsch machte.

„Man hat Ihnen Fabeln aufgebunden," sagte er, aber gerade der heftige Ton entging ihrem scharfen Ohr ebensowenig wie der finstere Ausdruck

seiner Miene, den man leicht für Verlegenheit deuten konnte, ihrem mit durchdringender Frage zu ihm zurückkehrenden Blicke. Nun war es ihre Stimme, welche sarkastisch wurde.

„O, sie haben sich von allem Anfang an als wahr erwiesen, diese Fabeln!“ kam rasch die Entgegnung über die verächtlich verzogenen Lippen. „Haha, nun weiß ich auch, was Ihnen solchen Eifer für die trauernde Familie einflößte. Aber es war ein falsches Spiel, ich wiederhole es, und muß bedauern, nicht schon früher auf die Stimme des wohlmeinenden Warners gehört zu haben.“

Aus dem Spotte war in jähem Umschlag Zorn geworden und derselbe riß sie hin, zu vergessen, daß sie in ihrem Briefe behauptet hatte, völlig ohne Kenntnis des geschäftlichen Kerns seiner Bitte Fürsprecherin für ihn gewesen zu sein. Dabei aber hatte sie ein Wort entschlüpfen lassen, das weit mehr seine Aufmerksamkeit erregte.

Des „wohlmeinenden Warners“ hatte sie erwähnt, und Proch gab, herbe lächelnd, seine Ansicht von ihm ab.

„Sonderlich unterrichtet und vertrauenswürdig zeigt er sich eben nicht. In einem Falle wenigstens brauchte ich bloß an die Fürstin zu appelliren, um

ihn sofort Lügen zu strafen. Sie würde mir es sicherlich nicht verweigern, selbst auf die Gefahr hin, ihrem Liebling ein schlechtes Zeugnis geben zu müssen."

„Nun, er hat doch auch darin recht gehabt, daß Sie verkauft haben!"

„Gioco? Ah, ich verstehe!" Prochs Stimme hatte mit einem Schlag ganz den Charakter geändert. „Baron Schönbach also! Auch darin? Das heißt so viel, wie auch in allem andern. Das ist der Name, den Sie mir verweigerten. Er war es. Von ihm gehen die Verleumdungen aus!"

„Wer hat das gesagt?" fiel sie, rasch sich fassend, ein. „Ich habe von dem Warner gesprochen und gar nicht an Baron Schönbach gedacht. Wie kommt er überhaupt dazu?"

„Das will ich ihn selbst fragen!" versetzte er, denn die schlaue Wendung vermochte ihn nicht zu täuschen, mit einer Schärfe, die sie zusammenzucken machte. Dennoch lachte sie laut auf.

„Dann wird er Ihnen dasselbe wie ich sagen," gab sie spöttisch zurück. „Sie sind auf falscher Fährte!"

„Das werden wir ja sehen!"

„Ach, Sie sind unausstehlich!" rief sie und ergriff die Flucht. „Mama, ich fürchte, wir haben schon allzu lange gestört," unterbrach sie eine der

interessantesten Abhandlungen über Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, von denen die Zeitungen jetzt so oft zu berichten wüßten, daß man sich keinen Augenblick mehr sicher fühle.

Die gute Frau war bei diesem plötzlichen Anruf auch so erschrocken, als gelte es eine Warnung vor einem sich eben zu ihren Füßen öffnenden grausig flammenden Schlund und hätte eigentlich eine kleine Erholung darnach gebraucht; sie war aber doch zu sehr gewohnt, den Launen ihrer Tochter zu gehorchen, als daß sie nicht willig die freundlichen Tröstungen abgebrochen, durch die sie hier ihr Mitgefühl auszudrücken sich bemüht gezeigt.

Hanka hatte sich mit Absicht von der Fensternische abgewendet, in welcher die beiden sich so Geheimnisvolles zu sagen hatten. Aus dem Geflüster und Gemurmel war nicht zu entnehmen gewesen, ob sie sich zankten oder, wie das Lachen Giselas zuletzt fast schließen ließ, nur neckten, und das ernste Mädchen, das da hinzuhorchen verschmähte, und doch auch sicherlich von den Unglücksberichten nicht viel behalten hatte, nahm, ohne sich an die zur Gesellschaft Zurücktretenden zu kehren, die Gelegenheit des Aufbruchs wahr, einen die ganze Zeit über um und um gewendeten Entschluß zu fassen und sofort auszuführen.

„Wir möchten, gnädige Frau, noch eine Bitte an Sie oder vielmehr an Herrn Bachschneider richten,“ wendete sie sich an die Mutter Giselas, doch diese letztere fiel aber mit spitzer Zunge ins Wort:

„Ach, da müssen Sie sich schon gedulden, liebe Hanka, und sie ihm selbst vortragen. Wir können nicht jedesmal die Vermittlung übernehmen!“

Hanka verstummte, doch hatte das unverständliche Wort sie nicht verletzt, aber auch der, welchen der Ausfall treffen sollte, wußte der kleinen Bosheit nur Dank. Er hatte sofort begriffen, was Hanka beabsichtigte, und freute sich der Verhinderung. Jetzt war er auf der Hut und bereit, jedem weitern Versuch entschieden zuvorzukommen.

Er sah, daß Hanka Anstalten machte, die Scheidenden zu begleiten, wobei sie wohl Anlaß zu finden hoffte, ihre Bitte doch noch auszusprechen, und verstärkte den höflichkeitshalber erhobenen Protest der Damen, indem er Frau Bachschneider eifrigst den Arm reichte.

„Nein, das steht uns Männern zu, nicht wahr, Franz? Sie erlauben, gnädige Frau, es ist unser Recht!“

Und Frau Bachschneider gestand dasselbe aufs liebenswürdigste zu, und Fränzchen glaubte es stolz auch seinerseits bei Gisela in Anspruch nehmen zu

müssen. Noch einmal raffte sich Hanka entschlossen auf. Sie wolle nur eine Andeutung machen, begann sie, aber ebenso entschlossen schnitt ihr Proch das Wort ab.

„Nicht doch! Sie hören ja, daß man sich gegen Mißbrauch wehrt. Ueberlassen Sie die Sache mir. Ich sehe wohl Herrn Bachschneider heute oder morgen. Erlauben Sie, gnädige Frau. Bitte, stützen Sie sich nur fest; der Arm ist vollkommen gesund, bloß die Hand ist verwundet."

Damit war die Aufmerksamkeit ganz und gar auf einen neuen Unglücksfall gewendet, mit dessen märchenhafter Geschichte — es kam da allerlei von Bissen wilder Tiere, Giftzähnen, Tollwut, Unterbindungen und Amputationen vor — er sie bis an den Wagen zu fesseln wußte.

Fränzchen hatte es jedenfalls nicht verstanden, seine Dame gleich gut zu unterhalten. Sie kaute an der Quaste ihres Sonnenschirms und konnte es nicht unterlassen, noch einen Partherpfeil hinter sich zu senden, als der Wagen sich schon in Bewegung setzte.

„Das ist also das Ideal?" kicherte sie. „Besonders zärtlich sieht es Sie nicht an. Na, recht viel Glück!"

War es Aerger oder Betroffenheit, das Blut schoß Proch so mächtig ins Gesicht, daß dies, sonst

gewöhnlich so blaß, noch rot war, als er oben wieder in das Zimmer trat, wo er zuvor mit Absicht seinen Hut zurückgelassen.

Er fand Hanka eifrig bemüht, die klagende Mutter zu überreden, und hörte eben noch die Worte: „Kannst Du denn so leicht vergessen? Gott weiß, in welcher Absicht er sich eindrängt!“

„Gewiß nur in einer guten,“ sagte er. „Ich setze nämlich voraus, daß ich gemeint bin.“

Dieser Beweis, daß ihre Auslassungen über den Abwesenden einen Ohrenzeugen gehabt hatten, beschämte sie jedoch nicht. Sie sprang von dem Schemel, auf dem sie bei der Mutter gekniet, empor und stellte sich mit strafender Miene, Antwort heischend, vor Proch.

„Warum ließen Sie mich nicht reden und mein Anliegen Frau Bachschneider mitteilen? O, keine Ausflüchte! Ich weiß, Sie wollten mir das Wort abschneiden!“

„Ja, mein Fräulein, das wollte ich!“ gab er unumwunden und in hartem Tone zu.

„Und weshalb?“ fragte sie nach einer kleinen Pause heftig. Sie hatte ihn zu überweisen gedacht, und nun bekannte er sich offen zu der Absicht, das beirrte sie, doch reizte es sie zugleich.

„Weil Sie im Begriffe standen, einen Schritt zu thun, der nicht leicht zu korrigiren war und zweifellos Unheil über Sie und die Ihrigen gebracht hätte.“

„Das kann Ihre Ansicht sein —“

„Es ist auch die Ihres Verwalters, an dessen Treue und Redlichkeit Sie ja doch nicht zweifeln. Es wird die eines jeden sein, der die Verhältnisse kennt und unparteiisch beurteilt, weil es eben die Wahrheit ist.“

„Das heißt, Sie, den wir nicht kennen oder doch nicht eben . . . mit einem Worte, Sie verlangen, daß wir Ihnen vertrauen und dagegen jenem mißtrauen, den wir seit Jahren kennen. Warum sollen wir Ihnen glauben, daß er kein Ehrenmann ist?“

„Ich sage nur, daß er nicht die geeignete Persönlichkeit für die Vormundschaft sei, daß Ihnen daraus unwiederbringlicher Schaden erwachsen könnte, und dafür bin ich sofort bereit, Ihnen den Beweis zu liefern.“

„O, wen hat man denn auf der Welt!“ jammerte Frau Gredner. „Alles ist gegen uns verschworen. So müssen wir denn elendiglich zu Grunde gehen!“

„Durchaus nicht," beschwichtigte sie Proch, „wenn Sie sich nicht selbst ins Verderben stürzen."

„Und wenn auch!" steifte sich Hanka gegen ihn. „Was treibt gerade Sie, uns daran zu hindern?"

„Die Teilnahme. Der innige Wunsch, das Unglück, das ich nach Ihrer Meinung über Sie gebracht, wenigstens teilweise gut zu machen."

„O, wir verlangen es nicht!"

„Aber mich drängt es dazu," sagte er weich und aus der Tiefe seiner Seele. „Glauben Sie mir, daß ich den Gedanken daran nicht los zu werden vermag, bevor ich mir nicht sagen kann, daß auch Sie — die Mutter, die Schwester — mich freisprechen. Und diese Begnadigung möchte ich mir erkaufen mit allem, was ich für das Wohl Ihrer Familie zu thun vermag. Ich will nicht sagen, daß ich, wie ein Büßer im Mittelalter, das erdrückende Kreuzholz auf mich nehmen möchte, denn ich fühle mich nicht so schwer schuldig und habe das Zeug nicht in mir, in solcher Weise Buße zu thun, aber was guter Wille und eine Manneshand zu leisten vermögen, das biete ich aufrichtig an. Warum wehren Sie mich ab? Bei meiner Ehre, ich meine es gut und treu!"

Immer wärmer und herzlicher war seine Sprache

geworden und diese blieb auch nicht ohne Eindruck auf Frau Gredner. Sie reichte ihm die Hand, doch ihre Tochter wehrte sich gegen den Einfluß mit aller Macht.

„Sie können nichts thun, bemühen Sie sich nicht!“ sagte sie herb.

„Ich kann Sie abhalten, den falschen Weg zu gehen!“

„Wenn wir ihn für den richtigen halten, so dürfen Sie uns nicht entgegentreten!“

„O doch, ich werde es!“

„Sie haben kein Recht dazu!“

„Gut denn, ich will es erwerben!“

Alles, was an Widerspruchsgeist in ihr lebte, bäumte sich auf, aber auch sein Eigenwillen war rege.

„Selbst gegen unsern Wunsch?“ warf sie ihm hin.

„Selbst gegen ihn!“ beharrte er nachdrucksvoll.

„Das ist Zwang!“

„Er ist zuweilen nötig. Franz, geh und hole Herrn Leitermann!“

Der Knabe sprang fort, doch war es nicht nötig, den Verwalter erst herbeizurufen, er hatte sich schon selbst eingefunden und wartete draußen gespannt auf den Ausgang. Eiligst trat er ein und

wollte nun noch einmal seine Anschauung darlegen, Proch unterbrach ihn jedoch darin und befahl ihm, sich an den kleinen Schreibtisch zu setzen und eine Erklärung zu schreiben, die er ihm selbst diktirte. Es war eine Bitte an die Obervormundschaft und ein Vorschlag zur Ernennung des Mitvormunds an Stelle des Verstorbenen.

Während Leitermann rasch die Zeilen hinwarf, herrschte Stille in dem Zimmer, selbst Hanka horchte auf die vorgesprochenen Worte, aber sie rang dabei innerlich nach einer Entscheidung, und als jetzt Leitermann mit dem Blatt und der Feder zu Frau Gredner trat, damit sie ihre Unterschrift dazu setze, suchte das Mädchen dies zu verhindern.

„Mama, thu es nicht!“

„Mama, thu es!“ bat der Knabe, der die Hand der Mutter erfaßt hatte, auf der andern Seite.

Die so Bedrängte brach in einen Klageruf aus.

„O mein Gott, was soll ich thun? Jeder sagt etwas anderes! Wie kann ich denn wissen, was gut ist? Wenn nur die Schuselka da wäre! Muß sie denn gerade heut in die Stadt!“

Aber die Schuselka war eben nicht hier, und die Herrin, welche es ihr zum Vorwurfe machte, hatte sie selbst fortgeschickt, allerlei zu besorgen und eine

Antwort auf das am Morgen erhaltene Telegramm an die Schwägerin abzufertigen. Ratlos sah Frau Gredner nach Hilfe aus.

„Du begibst Dich selbst in Abhängigkeit, wenn Du unterschreibst,“ hielt ihr Hanka in heißer Warnung vor.

„Mama, glaube ihr nicht. Was Hermann will, ist gut,“ flehte Franz, und Leitermann erhob ebenfalls seine Stimme, ihr die Notwendigkeit dieses Aktes klar zu machen, den sie dem Wohl ihrer Kinder schuldig sei.

„Ach Gott, ach Gott! Will man mir denn durchaus eine so schwere Verantwortlichkeit auflegen?“ ächzte die Unschlüssige.

„Gott ist es, der sie Ihnen auferlegt hat,“ versetzte Proch mit tiefem Ernst, „dessen müssen Sie eingedenk bleiben. Was ich will, ist nur, sie Ihnen zu erleichtern, sie mit Ihnen zu teilen.“

„Erleichtern!“ seufzte sie. Das einzige Wort klang bei ihr nach.

„Und weißt Du, Mama,“ erklärte Franz mit einer Entschiedenheit, die der seiner Schwester nicht nachstand, „ich will brav sein und gehorsam alles thun, was Hermann sagt, wenn Du mir aber einen andern Vormund gibst, so — so gehe ich nach Amerika!“

Die unvernünftige Drohung wirkte mehr als aller Zuspruch; die von allen Seiten Bestürmte griff nach der Feder.

Noch einmal rief Hanka bebend:

„Mama, thu's nicht, ich beschwöre Dich!"

„Aber Du hörst ja, er will nach Amerika gehen!" entgegnete die Mutter ängstlich. Sie unterschrieb und brach in Weinen aus, als ob es ihr eigenes Todesurteil gewesen wäre. „So mag man denn thun mit mir, was man will!"

„Sie sollen es nicht bereuen, gnädige Frau!" versicherte Proch, küßte ihre Hand und nahm das Papier, an das er noch vor einer Stunde nicht gedacht und das er nun doch erkämpft, nicht ohne Genugthuung an sich.

Diese aber wurde ihm arg verkümmert, denn noch während Franz, welchen er umschlungen und ebenfalls geküßt hatte, sich jubelnd an den Hals der Mutter warf, war Hanka emporgeschnellt und stand nun glühend vor dem Manne, der sich hier die Herrschaft anmaßte. Sie hatte vor Zorn und Widerwillen die Hände vors Gesicht geschlagen, als sie sich ohnmächtig und überwunden sah, jetzt aber nahm sie für ihre eigene Person den Kampf auf.

„Sie werden, Sie dürfen von dieser Schrift

keinen Gebrauch machen," rief sie, „hören Sie! Ich will nicht, daß Sie mein Vormund werden!"

„Ich aber will es und so wird es sein!"

Ihr Mund zuckte, ihre Wangen brannten, aus ihren Augen schossen leidenschaftliche Blitze, doch das Feuer der Leidenschaft brannte auch in seinen Augen. Er war nicht in der Stimmung, sich abermals vertreiben zu lassen, diesmal selbst nicht von einem Engel mit dem Flammenschwerte. Sein Blick und sein Wort forderten Unterwerfung, dies jedoch vergeblich, denn Hanka beugte sich nicht.

„Nun wohl, auch ich kann ja weichen!" sagte sie mit starrem Trotz. „Bleiben Sie dabei, so mögen Sie wissen, daß für uns beide nicht Raum ist in diesem Hause. Wollen Sie mich verdrängen, so gehe ich und nehme den Antrag der Fürstin an!"

„Sie will mich verlassen; o, die Kinder, die Kinder!" schluchzte ihre Mutter.

Proch hatte bei dieser Drohung gestutzt, doch nur einen Augenblick.

„Das werden Sie nicht thun!" sagte er abmahnend.

„Ich werde es thun! Heute bin ich noch frei, heute kann mich niemand zwingen, Ihnen zu gehorchen. Lassen Sie mich dann mit Gewalt zurückholen, wenn Sie sich derselben bemächtigt haben!"

War es ein Schwanken, das ihn überkam, während seine Augen sich verschleierten, so hatte er es rasch bewältigt. Ein finsterer Blick traf dieses flammende Mädchenantlitz, doch während er auf demselben ruhte, erhellte er sich von Moment zu Moment. Endlich thaten sich auch die unwillig zuzusammengepreßten Lippen auf.

„Wohlan, machen Sie Ihre Drohung wahr!" lautete die noch immer seine Erregung verratende, aber mit unbeirrbarer Bestimmtheit gegebene Antwort. „Auch damit erschüttern Sie meinen Entschluß nicht und ändern nichts an der Entscheidung. Ich weiß, warum ich will, und nichts auf der Welt wird mich davon abbringen!"

Dann wandte er sich an Frau Gredner und zog noch einmal herzlich und ehrerbietig ihre Hand an seine Lippen.

„Seien Sie ruhig, gnädige Frau," sprach er ihr zu. „Sie haben das Rechte gethan. Bald werden Sie es erkennen."

Mit Franz und Leitermann kehrte er an seinen Wagen zurück. Der Knabe war geschwätzig in seiner Freude und nicht wenig stolz auf seinen Erfolg.

„Ja, Du hast den Sieg errungen," sagte Proch mit ernstem Verweis, „aber loben kann ich Dich

dafür nicht. Deiner Mutter davongehen, pfui! Entweder Du prahltest, und dann war es eine verwerfliche List, oder Du hattest es wirklich im Sinn, und dann — war es schlecht!"

Der Tadel ließ das Frohlocken verstummen.

Dem Verwalter gab Proch noch einige Anweisungen, er selbst wolle sofort zur Stadt und alles in Ordnung bringen.

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist!" schloß er, und es spielte dabei ein fast heiteres Lächeln um seinen Mund.

„Bruder Hermann!" hielt der Knabe den Scheidenden noch knapp vor dem Einsteigen zurück.

„Was wünschest Du, Franz?"

„Ich — ich will es nicht mehr thun!"

„Das ist wacker!" Der Kleine schlug in die hingehaltene Hand ein. „Ein Mann, ein Wort! Und höre: wenn Du Deiner Mutter Freude und Dir selbst Ehre machst, so steht für Dich unter dem Christbaum ein Pony!"

„Ein lebendiger?"

„Ein lebendiger mit Sattel und Zaum!"

„Hurra!"

Proch hörte den Jubel noch, als der Wagen schon aus dem Thore war.

„Wenzel!“ rief er nach einer Weile den Kutscher an.

Dieser drehte sich halb um und wartete auf einen Befehl.

„Wir bleiben und die Pferde behalten wir!“

Darauf ließ sich kein Jauchzen vernehmen, aber ein ganz mächtiger Knall. Der ehemalige Dragoner hatte seine Peitsche geschwungen, als ob er nicht auf einem herrschaftlichen Wagen, sondern auf der Höhe eines Frachtfuhrwerks säße.

Und sein Herr ließ ihm die Respektwidrigkeit ungerügt durchgehen. War er schon gut gefahren auf dem Herweg, diesmal fuhr er doch noch unvergleichlich besser. Das ging, als gelte es, das Glück zu erjagen.

Ende des ersten Bandes.

Siebenkäs.

Von

Jean Paul.

Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 4. 50; fein gebunden *M.* 5. 50.

Auf Anregung von Georg Ebers hat sich ein Enkel Jean Pauls der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine derjenigen Schöpfungen seines Großvaters, die seinerzeit eine besonders weitreichende Beliebtheit erzielten, den „Siebenkäs“, durch eine ebenso geschmack- als taktvolle Bearbeitung der heutigen Leserwelt näher zu rücken, ohne dadurch das Werk seiner Originalität zu berauben. Jean Paul ist, wie der Herausgeber in seinem Vorwort treffend ausführt, oft unverständlich wegen seiner Anspielungen auf die kuriosesten Aussprüche längst vergessener Gelehrter und wegen der Umgarnung gerade der tiefsinnigsten Einfälle mit verwickelten Satzreihen, Wortstellungen und Gleichnissen. Da läßt sich denn einerseits durch vorsichtig angebrachte Streichungen, andererseits durch Herausschälen des Gedankens und durch seine Fassung in eine der jetzigen Sprachweise angemessene Form sehr wohl nachhelfen. Diesen und ähnlichen Aufgaben, die dem Bearbeiter erwuchsen, ist derselbe in glücklichster Weise gerecht geworden, und so wird seine Ausgabe gewiß allen Freunden eines originellen, geistvollen Humors, die sich mit dem größten deutschen Humoristen bisher um jener für den heutigen Geschmack störenden Aeußerlichkeiten willen nicht zu befreunden vermochten, eine neue, kräftig sprudelnde Quelle urwüchsigen Behagens erschließen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Wozu?

Bd.: 1.

1891